

# Schlesische Monatshefte

## Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 5

Mai 1931

Jahrgang VIII

### Schlesische Prachtkeramik der vorgeschichtlichen Zeit

Von Dr. Lothar F. Zotz

Die Errungenschaften fremder Kulturen und Völker, seien sie nun künstlerischer Art oder handle es sich nur um den üblichen Gebrauchskitsch der Gegenwart, erscheinen gar vielen beachtlicher als das, was der bodenständigen Kultur der Heimat entwuchs. Teils geschieht das aus Unkenntnis, teils aus Verbildung. Was die vorgeschichtlichen Kulturen Europas, Deutschlands, Schlesiens betrifft, so ist die Erkenntnis, daß nicht aus dem Orient alles Licht kam, noch längst nicht Allgemeingut geworden.

Auf schlesischem Boden haben zu allen vorgeschichtlichen Zeiten Kulturen geblüht, deren Erzeugnisse nicht nur archäologisch, sondern auch ästhetisch gewertet werden können. In der Bronzezeit, um 1600—600 v. Chr., brachte die Töpferei in unserem Lande sogar Gefäße hervor, die an Schönheit kaum von irgendwelcher Keramik des Altertums überboten werden. Die Fertigkeit, Lehm zu Gefäßen zu brennen, wurde schon in der mittleren Steinzeit etwa um 6000 v. Chr. in Europa erfunden. Damals lebte der Mensch noch auf der reinen Jäger- und Sammlerstufe, und es ist klar, daß wir an seine frühesten keramischen Erzeugnisse, die zudem in Schlesien nicht vertreten sind, noch nicht vom ästhetischen Wertgesichtspunkt aus herantreten dürfen. Anders ist das in der jüngeren Steinzeit um 4000—2000 v. Chr. Man hauste jetzt in Dörfern, bestellte den Boden mit Nutzpflanzen, hatte die Wildtiere zu Haustieren gezähmt und vermochte mit Hilfe einfach konstruierter Maschinen die zu Ackerbaugeräten und Waffen zugeschliffenen Gesteine zu durchbohren. In den fruchtbaren Lößgebieten östlich der Sudeten siedelten damals eine Reihe indogermanischer Völkerstämme, die die Träger verschiedener keramischer Stilarten waren. Eines der schönsten steinzeitlichen Gefäße, welche man je in Europa fand, ist die berühmte, reichverzierte Vase von Bschanz im Kreise Wohlau. Sie ist so oft abgebildet worden, daß ich es vorziehe, dem Leser hier einen steinzeitlichen Glockenbecher von Breslau-Woischwitz vorzuführen (Abb. 1). Die Ornamentik, mit der der rötliche Becher verziert ist, verrät ausgeprägtes Stilgefühl. Um den Schulterteil liegt ein breites Band, das in äußerster Sorgfalt und Regelmäßigkeit mit Kerbstichen angefüllt ist. Es wird eingefast von anderen Kerbstichlinien, und auch Hals- und Fußteil tragen solche horizontal umlaufende Bänder. Die Lebendigkeit des S-förmig geschwungenen Gesamtprofils wird in den Ziermotiven noch besonders betont. Das Halsband füllte man mit senkrecht übereinander angeordneten Winkelmustern, die im Fußband geschickt zu Zickzacklinien verbunden worden



**Abb. 1**  
**Steinzeitlicher Glockenbecher**  
**von Woischwitz, Kreis Breslau**

**Ungefähr ein Drittel nat. Größe**

sind. Damit hat man eine äußerst geschickte Verknüpfung von vertikalem und horizontalem Ornament erreicht. Die Anordnung der lebendigen Hals- und Fußteilverzierung um das ruhige mittlere Schulterband ruft beim Beschauer ein Gefühl selten symmetrisch abgestimmter Harmonie hervor. Die mit einem besonderen Stäbchen eingestochenen Ziermuster wurden mit weißer Kalkmasse ausgefüllt, so daß das Zusammenklingen der Farben hinter dem der Form und Symmetrie nicht zurücksteht. Man hat in späteren vorgeschichtlichen Zeiten kaum je wieder derartige Sorgfalt auf das verzierende Ornament gelegt wie in der Steinzeit, wenn man auch später, wie wir sogleich sehen werden, durch erhöhtes Formgefühl weit monumentalere Wirkung der Gefäße zu erzielen wußte.

Während der Bronzezeit wohnte in Schlesien ein illyrisch-makedonisches Volk. Es hat in der sogen. Buckelkeramik um 1400—1200 v. Chr. eine wahre Prachtkeramik geschaffen. Der tektonische Aufbau der Gefäße dieser Zeit erzielt so hervorragende Raumwirkung, daß man von Monumentalität sprechen kann (Abb. 2). Der gebrannte Ton selbst ist von einer glatten Weichheit und gewöhnlich staubgelber, mattglänzender Farbe. Später, in der frühen Eisenzeit, um 800 v. Chr., gingen die Illyrier dazu über, die Gefäße zu bemalen. Die Wandung so feiner Ware, wie etwa das Drillingsgefäß (Abb. 3), ist papierdünn und von zarter, weißgelber Farbe. Der Töpfer oder die Töpferin, die solche Ware ohne Verwendung der Drehscheibe, die noch unbekannt war, schuf, muß ein großer und feinfühligster Meister gewesen sein.

Die ersten Germanen, die um 500 v. Chr. die Illyrier aus Schlesien verdrängten, gehörten dem Stamme der Bastarnen an. Unter ihren keramischen Erzeugnissen, die freilich nicht mehr an die der illyrischen Bronze- und Eisenzeit heranreichen, sind besonders die Graburnen bemerkenswert, in welchen die Reste der Feuerbestatteten der Erde übergeben wurden. Häufig hat der Bastarne auf diesen Urnen ein Gesicht, vielleicht das des Heimgegangenen, zur Darstellung zu bringen versucht (Abb. 4). Eine Sitte, die wir mit dem heute noch in süd-

**Abb. 2**  
**Bronzezeitliche Buckelkanne**  
**aus Schlesien**



Ungefähr ein Drittel nat. Größe



**Abb. 3**  
**Früheisenzeitliches**  
**Drillingsgefäß von**  
**Breslau-Tschansch**

Ungefähr zwei Drittel  
natürlicher Größe

**Abb. 4** Frühgermanisch-bastarnische  
**Gesichtsurne von Groß Peterwitz,**  
**Kr. Trebnitz**



Ungefähr ein Viertel nat. Größe



**Abb. 5**  
**Vandalische Schüssel**  
**von Sacrau, Kreis Oels**

**Ungefähr ein Viertel nat. Größe**

lichen Ländern üblichen Brauch vergleichen können, auf dem Grabstein eine möglichst naturgetreue, kitschige Plastik oder gar eine Photographie des Beerdigten anzubringen. Die ostdeutschen Frühgermanen werden häufig auch als die Gesichtsurnenleute bezeichnet.

Fast 1000 Jahre später, um 400 n. Chr., war Schlesien schon seit 500 Jahren der Kern des mächtigen Ostgermanenreiches der Vandalen. Sie waren um 100 v. Chr. aus Jütland zur Odermündung gekommen und hatten sich oderaufwärts ausgedehnt. Die Meinung, die Vandalen wären Zerstörer oder gar mit Tierfellen bekleidete Halbwilde gewesen, ist eine von unwissenden und böswilligen Schriftstellern ausgestreute Fabel, die durch die Arbeiten der vorgeschichtlichen Archäologie gründlich widerlegt worden ist. Gewiß waren die Vandalen, ähnlich wie die Römer, ein kriegerisches Volk, aber von ihrer bodenständigen Kultur, die freilich ursprünglich und von überfeinerer Entwicklung frei war, unterrichten uns, zuverlässiger als die antiken Schriftsteller, die im Boden erhaltenen Funde. Nicht von den reifen Erzeugnissen vandalischer Waffen- und Goldschmiede wollen wir hier sprechen, sondern wir wollen versuchen, uns in der vandalischen Prachtschüssel von Sacrau (Abb. 5) das Ringen nach künstlerischem Ausdruck in Formgebung und Verzierung zu vergegenwärtigen. Ungelenk war noch dieses Wollen. Was es an künstlerischer Wirkung im Aufbau und in der Ausschmückung des Gefäßoberteils schon erzielt hatte, verdarb es sich wieder durch die Anfügung des unmotivierten, plumpen Fußes, den man aus traditionellen Gründen nicht wegließ.

Nach Abwanderung des Hauptteiles des Vandalenvolkes in der Völkerwanderung rückten im 8.—10. Jahrhundert langsam slawische Völker in Schlesien ein. Auch sie gehören noch der Vorgeschichte an, da keine geschriebenen Urkunden uns von ihnen berichten. Ihre Töpferei war so rau, eintönig und einfach, daß wir in den reichen Breslauer Sammlungen unter ihr kein Geschirr fanden, daß wir zur schlesischen Prachtkeramik zu stellen vermöchten.

Kulturen kamen, Kulturen gingen, und wieder kamen andere. Sie haben uns ihre Urkunden im Erdboden hinterlassen. Und wir wollen diese Funde achten und in Ehren halten als die erstarrten Blutstropfen des pulsierenden Herzens unserer Heimat.

## Wie ich Schlesier wurde

Von Wilhelm Bölsche

In jedem Menschenleben, auch dem schlichtesten, walten dämonische Züge, die man je nach Weltanschauung deuten mag. Sie treffen besonders aber auch auf Landschaftliches.

In Gustav Freytags, des Schlesiens, großer Dichtung von den „Ahnen“ kommt ein schlesisches Geschlecht nach Thüringen; jahrhundertlang konzentriert sich sein Schicksal immer wieder um die Veste Coburg, dann pendelt es nach Brandenburg-Preußen, um zuletzt doch wieder mit dem Blick zum Riesengebirge schlesisch zu enden. Der Verlauf soll dort zugleich einen Teil deutscher Geschichte spiegeln, aber etwas von solcher geheimnisvollen Führung wird in jeder Familiengeschichte deutlich, die man ein Stück verfolgt, und kommt von da auch ins Persönliche.

Die unmittelbaren Vorfahren meines Vaters tauchen in der Reformationszeit am Rande der sandigen Lüneburger Heide auf, in Fallersleben, das der Dichter des Deutschlandliedes berühmt gemacht und in seinen Lebenserinnerungen so anmutig für die Franzosentage beschrieben hat — also weit genug vom Schlesierland. Die Tradition läßt sie sogar aus Lübeck kommen, also von der fernen Wasserkante. Jedenfalls regierten sie ins siebzehnte Jahrhundert hinein den Ort als ehrsame Bürgermeister aus einer gelehrten Familie, führten ein schönes Wappen mit einem Eichenblatt am Holzpflock im Stadtbuch und ließen dabei ihren alten Namen „Bolscken“ allmählich über „Bolschen“ zu „Bölsche“ abklingen. Meinem guten Vater sollte dann verhängt sein, noch entlegener nach Westen zu in die ganz versandete untere Rheinebene von Köln zu wandern. Im alten Bildungszug des Geschlechts lehnte er sich gegen meinen Großvater auf, der völlig Heidebauer geworden, wollte Theologe und wohl auch etwas Dichter werden. Der Dichter brach dann dem Theologen den Hals — er schrieb bei der Jubelfeier der Universität Göttingen 1837 so verwegene Verse (es war am Vorabend der Konfliktszeit der Göttinger Sieben), daß eine löbliche Regierung, als er seine Pfarre bekommen sollte, einen Revers verlangte, er werde fortan nur noch mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis öffentlich dichten. Im Unmut lehnte er ab und ging in die Journalistik, die ihn für den größten Teil seines reichen und langen Lebens bei der Kölnischen Zeitung hielt. Mit umfassender Bildung wurde er eine Mustergestalt damaligen vornehmen Journalistentums. Einst bei dem Abenteuer in Göttingen war er mit Alexander von Humboldt, dem milden Beschützer aller gährenden Jugend, bekannt geworden, der ältere Geograph Karl Andree aus Braunschweig hatte ihm dann den Weg ins Zeitungswesen selbst gebahnt, und daran knüpfte sich eine wachsende Liebe zur Geographie auch bei ihm, während der dichterische Ehrgeiz nicht ohne einen Zug der Resignation in den Hintergrund trat. Sie führte später zu intimer Freundschaft mit dem Kartographen August Petermann und dem anregenden Verkehr mit zahlreichen großen Reisenden der Zeit, vor allem den Polarforschern. Als durch Heuglins Entdeckungen von 1870 eine Unmenge Namen von Inseln bei Spitzbergen zu vergeben waren, taufte Petermann auf seiner Karte die größte dort nach ihm: diese vereiste „Bölscheinsel“ mit ihren Eisbären und Walrossen lag aber noch etwas ferner vom Riesengebirge als Köln selbst, und man hätte schon bis in die Eiszeit zurückträumen müssen, um Anklang zu unseren Schneegruben zu finden.

Jedenfalls bin ich selbst aber so für meine Kindheits- und Schuljahre auch und nicht unlieb in das alte heilige Köln gebannt geblieben, das zu seinen Dreikönigskronen und elftausend Jungfrauen eines wirklich absolut nicht hatte: nämlich nahe richtige Bergeschöne. Vom schwindelnd

hohen Balkon meines lieben Elternhauses sah man über die alte Stadtmauer und den schon holländisch verbreiterten Rhein zwar auf ein paar fernste blaue Hügelchen am Horizont, das höchste fast abgetragen durch die frommen Bedürfnisse des Kölner Dombaues — aber es waren nur die Trachytkegelchen des Siebengebirges und alle eigentlich bloß nette Maulwurfshaufen. Im platten Stromschwemmland der Nähe dünkte schon eine einzelne Pappel, eine Windmühle, ja ein ehrsamer Esel mit seinem Milchkärrchen fast wie ein Gebirge. Unwillkürlich suche ich in meiner Erinnerung, was in dieser heiteren Mittelalterstadt im Zauber ihrer Prozessionen, ihrer ewigen Kirchenglocken und ihres Karnevals doch schon einmal vorahnend hätte auf Schlesien weisen können. Vielleicht eine ganz leise Tradition in der katholischen Familie meiner Mutter, einer geborenen Kunkel aus Mainz. Nach der Überlieferung ging sie auf alte Glasmacher zurück. In den Glashütten des Spessart tauchen mehrere Kunkels tatsächlich schon um Vierzehnhundert auf. Angeblich gehörte auch der berühmte Kunckel (so schrieb er den Namen) von Löwenstern, der als Goldmacher auf der Pfaueninsel bei Potsdam unter dem Großen Kurfürsten das Rubinglas fand, zu dem engeren Stamm, und es wäre ein drolliger Einzelzug des Schicksals gewesen, daß das chemische Geheimnis dieses Rubinglases grade im Köln meiner Jugendtage wieder neu gefunden wurde. Ich habe mich öfter mit dieses größten Kunkels noch erhaltenen, obwohl sehr seltenen Schriften beschäftigt und bin zur Ansicht gelangt, daß er in den Schranken seiner Zeit weit noch über das von ihm wissenschaftlich begründete Glasmacherwesen hinaus ein bedeutender Mann war und daß auch sein Glauben an die Verwandlung der Metalle auf durchaus ehrlichen Grundlagen ruhte. Alle Glasmacherei hat aber zugleich einen Bezug zu Schreiberhau. Die Josefinenhütte dort hat später die schönsten Imitationen der goldhaltigen Kunckelgläser hergestellt, in Form wie Chemie den echten völlig gleich. Glasmacher aber sind immer auch etwas wunderliche Leute, und vielleicht habe ich manchen Zug doch auch von dort, den Mainz selbst, die Stadt der seltsamen Käuze und Weinprober, noch verstärkte, unbewußt als uraltes „Hormon“ ins Blut bekommen, das die ernste, nüchterne grade Lüneburger Heide nicht so hätte geben können. Wer mir aber zuerst unmittelbar von Schlesien, seinen Bergen und Geistern selbst gesungen hat? Mein Vater, der Geograph, der in einer riesigen Bibliothek mit den herrlichsten Karten lebte, alle Jahre in die Alpen zog, die er bis in die damals verborgensten Winkel kannte, und in Nachtigalls Sahara wie an Franklins Pol Bescheid wußte, als wäre er selber dort gewesen, gewiß niemals. Es hat ihn keimlich im Leben auch nur bis Berlin gezogen, wie denn auf meinem Gymnasium ein „Berliner Junge“ Lehrern wie Schülern bereits als eine Art Wundertier galt. Zu seinem weiten Bekanntenkreise auch in die Literatur der Zeit hinein gehörte zwar Gustav Freytag selbst, den er hoch verehrte und einmal in Siebleben bei Gotha besuchte (in den anmutigen, kleinen Räumen über Fliederbüschen, die mir selbst später nach des Meisters Tod lieb werden sollten), aber damals war der große Dichter längst wie sein Held Ingo bodensässiger Thüring geworden. In etwas reiferen Jahren hat natürlich auch mich Freytags unvergängliches „Soll und Haben“ entzückt, der erste und heute noch immer vorbildliche deutsche Roman in wirklich geschlossener Kunsttechnik, aber die Bilder des düstersten Breslau dort gingen zunächst hin wie ein allgemeines Mysterienbild städtischer Unterwelt, und heimisch schlesische Landschaftsfarbe und schlesischen Dialekt setzt der Dichter wohl stillschweigend voraus, aber er gibt sie nicht. Der allererste schlesische Gebirgsindruck noch des Kindes war bestimmt aber bei der Lektüre

von Musäus' „Volksmärchen der Deutschen“. Damals las auch das rheinische Kind dort von Rübezahl. Musäus selbst aber hatte ebenfalls und sogar ganz aus der heiteren Ferne Thüringens gesehen. Sein sudetischer Berggeist beherrschte, so schien es, ein absolut einsames, wildes, wohl unbewohnbares Gebirge. Kam einmal ein Mensch dort in die Urwildnis, so sprang der Dämon wüst genug mit ihm um. Als scheusäliges Tier Rysow schreckte er die Hirschberger Butterweiber — Ludwig Richter hat es köstlich gezeichnet. Hirschberg — das mußte sozusagen doch schon in Sibirien liegen. Ich las wenig später in einem Spamerschen Jugendbuch: Friedrich Wilhelm III. flüchtete vor Napoleon nach Breslau zu seinem Aufruf „An mein Volk“ — offenbar auch er tief ins Russische Reich, etwa in den Urwald von Bialowies, den ich lange danach besuchen sollte und wo noch leibhaftige Wisente umgingen.

Dazu kam allerdings einmal doch auch schon ein deutlicherer Moment aus leibhaftiger Menschen-scheu. In meine entferntere rheinländische Familie heiratete ein schlesischer Lehrer Theodor Nachbar ein, der heute noch hochbetagt in Breslau lebt. Ich weiß genau die Stunde, da er mir wirklich zum ersten Mal von den „Schnee gruben“ sprach, Stätte so vieler Studien und Freuden meines späteren Lebens, an die jetzt ein sinniger Gedanke unseres trefflichen Liegnitzer Regierungspräsidenten Poeschel (in dem trennenden Granitgrat) sogar meinen schlichten Namen geknüpft hat, etwas näher meiner heutigen Heimat als die vereiste Bölscheinsel. Der schwärmerische Naturfreund erzählte mir von den ungeschlachten, flechtenbedeckten Blöcken wie aus urzeitlichem Titanenkampf, die dort herumlügen (in Wahrheit den diluvialen Gletschermoränen) — ab und zu lasse die wilde Ortssage tatsächlich solchen Block mit einem Knall platzen und

**Alfred Haberfeld: Gehöft**



dann erstehe daraus noch immer der schlafende Rübezahl. Immerhin auch das noch kein Bild für Knabenträume von zivilisierten Menschen; und Gott sei dank liegen diese Schnee gruben ja bis heute etwas außerhalb solcher Zivilisation, und der Naturschutz sucht sie gegen deren Schäden zu verteidigen. Aber es kämen, so berichtete der Freund, auch die Wale als geheimnisvolle Wanderer unbekannter, vielleicht italienischer Herkunft gelegentlich in die Berge und suchten im Granit der Grate und Schründe nach Smaragden und Gold. Das wollte nun das Bild vollends „australisch“ machen, wo Tasman und Cook fuhren und Leichhardt verhungert war.

... Ich überspringe viele Jahre, in denen auch fast kein Laut mir weiter von Schlesien sprechen wollte. Als ich auf Wunsch meines Vaters ein Jahr in Paris studierte (man kam als Rheinländer damals leichter dorthin, als nach Berlin oder gar Breslau), schwärmte mir ein junger schlesischer Neuphilologe vergnügten Herzens von den lieben schlesischen Mädchen vor. Sowas gab's also doch, aber ich konnte mir als Rheinweinkind zunächst keinen rechten Vers machen, wie es mit Grünberger erzeugt werden sollte — ich bin doch gründlich belehrt worden. Inzwischen lief alles mögliche wieder an Schicksal, und ich saß eines Tages in Berlin im naturalistischen Jungdichterverein „Durch“. Es war auch nicht gerade Rheinweinzeit für die meisten Beteiligten, aber doch geistig ein prachtvoller Frühling gärenden poetischen und idealistischen Mosts: Pfingststimmung mit Zungen. Im Anschluß daran lernte ich Gerhart Hauptmann kennen, einen schlanken, goldblonden Jüngling mit Schillerprofil, den man zuerst liebte, weil er auch jung und im Bann der neuen Ideen war, der aber bald noch ein gründlich Teil mehr sein sollte — ein großer Dichter. Auch solche Begegnung mit dem echten Dichtergenius hat für mich immer etwas Dämonisches gehabt, aber in diesem Fall sollte sie es noch in besonderem Sinne werden.

In dem verwegenen Kreise, der vor nichts Angst hatte, war auch wieder ein junger Schlesier, Eugen Schirbel, selbst kein Dichter, von einfachsten Verhältnissen heraufgewachsen, aber ein ganzer Kerl, wie aus schlesischem Knieholz gedrechselt. Von ihm habe ich zuerst das anheimelnde schlesische „hat's“ und „Muttel“ vernommen. Aber mit Hauptmann kam doch erst das Eigentliche, wie es eben nur der ganz starke Dichter selbst herzaubern und aus Lokalkolorit zu einer Zeitfrage machen kann. Seltsam genug, daß ich mich persönlich damals in eine ganz andere Landschaft, auch als solche fernab von meiner rheinischen und schön, eingelebt hatte. Ich schien nun selber eine Weile strenger Berliner geworden, und naturandächtig, wie ich stets war, gewann ich auch dem intimen märkischen Naturbilde mit seinen Kiefern, Birken und blauen Seespiegeln rasch die beste Seite ab. Wobei vielleicht wieder alte Heideträumerei meiner Fallersleber Ahnen nachwirken mochte. Berge gab's auch hier nicht, höchstens einmal wieder eine Sanddüne der Eiszeit über solchem lichtblauen See, in dem schiefe weiße Segel standen. Aber in solcher typischen märkischen Kiefernheidestimmung (Leistikow-Milieu) bei Erkner sollte ich zuerst auch Hauptmann sein eben frisch vollendetes Schlesierdrama „Vor Sonnenaufgang“ vorlesen hören. Ich weiß noch, wie verzweifelt schwer es mir wurde, mich in den meisterhaft durchgeführten schlesischen Dialekt hineinzufinden. Die Schauspieler haben nachher zum Teil die gleiche Not durchmachen müssen. Aber was half's, diesmal riß die gewaltige Kunst sieghaft mit, die aus dem tiefsten schlesisch-deutschen Herzblut brannte. In den „Webern“ wurde das wenig später ganz monumental und rührte auch die Fernsten weit über unseren engeren Kreis schließlich mit seinen Flammenzungen an. Alle ungeheuren Ideen der Zeit bekamen aber zu-

gleich einen schlesischen Zug. Ich weiß, wie ich auch noch in der ersten privaten Vorlesung der „Weber“ mit dem Dialekt rang, aber was machte das vor dieser Offenbarung schlesischen Menschentums, wobei mir der fünfte Akt mit seinem religiösen Aufschwung schon damals (wie später immer wieder) als der stärkste erschienen ist. Solche Freundes-Vorlesung von Dichtungen hat ja, wenn sie nicht ganz hinreißend ist, an sich immer auch ihre gefährliche Seite. Ich gedenke einer tragikomischen Szene bei dem gewiß auch höchst vortrefflichen, wenn auch nicht entfernt so starken Wilhelm von Polenz. Nach einem sehr reichlichen Diner mit vielen Kognaks in seinem Berliner Absteigequartier wurde das Zimmer verdunkelt und der Dichter setzte sich hinter einem grünen Schirm zum Lesen. Im durchaus wohlwollenden Publikum, in weichen Divanecken gelagert, entstand eine doch etwas auffallende Stille. Auch ich geriet leise außer Raum und Zeit. Nach Stunden erhob sich neben mir ein geisterhaftes Antlitz rötlich strahlenden Gipfels und grauen Hildebrandsbarts, der bekannte Regisseur Deutschinger. Er fragte dumpf: „In welchem Akte befinden wir uns?“ Dazu war nun bei Hauptmann, der ebenso wie sein Bruder Carl auch im engeren Kreise vom ersten Moment an wach hielt, keine Rede.

Diesen Bruder habe ich damals auch zuerst auf dem ländlichen Altan einer Mietsvilla in Erkner kennen gelernt. Er trug als Reserveoffizier, von einer Übung kommend, zufällig Uniform, die ihm etwas ungünstig stand, sein Geist sprühte aber Avenarius'sche Philosophie, die damals, wie einst zu meines Vaters Studienzeit die Hegelei, gewissen nach Zürich orientierten Kreisen als das absolute Evangelium galt. Wir gerieten sofort in eine stürmische Debatte, die die sanften schwarzen Thienemannfrauen erschreckte und sich mehrere Stunden weiter noch durch den Wald zog, bis beide Parteien nicht an philosophischer, aber physischer Erschöpfung abfielen. Die Häuser Hauptmann waren damals streng temperenzlerisch, auch von Forel in Zürich her, also diese Milderung gab es nicht. Als wir einmal auf der einsamen sogenannten „Liebesinsel“ im Werlsee ein lustiges nächtliches Badefest feierten und uns die Mücken beinahe auffraßen, meinte jener treffliche Eugen Schirbel, das komme allein von der verfluchten Temperenzlei, die dem Blut den normalen Schutzstoff gegen diese Scheusäler in Insektengestalt entzöge. Er fuhr heimlich zum Ufer des Paradieses, um doch eine verfehnte Flasche zu brechen, worüber er in einen homerischen Kampf mit Fischern über ihren Aalpuppen geriet.

Aus dem Munde der Hauptmanns habe ich meines Wissens zuerst den anheimelnden Namen Schreiberhau gehört; wo der Schreiber frei Holz haut, wurde er mir erläutert. Da mußte doch für alle Literatur etwas Eldorado sein . . . Inzwischen ging's mit mir selber grade in der nächsten Zeit nicht eben auf Eldorado zu. Ich erlitt etwas Schiffbruch des Lebens. Wie ein Großer, Goethe, einst gesagt hat, was aber auch auf den Kleinen zutrifft: man muß ab und zu sein ganzes Dasein verlieren, um es wieder zu gewinnen. „Und solange du das nicht hast, dieses Stirb und Werde . . .“ Es war beim dicken Gastwirt Männchen unter den uralten Maulbeerbäumen von Friedrichshagen, als ich in solcher Stimmung saß und auf die Ferne schaute wie ein graues Meer. Mancher scheinbar treue Genosse hatte gerade jetzt versagt — einer doch nicht, der selber damals durch schwere Kolumbusstunde, da San Salvador nicht erscheinen wollte, ging. Gerhart saß an dem alten Gartentisch neben mir, und als ich fragte: „Was macht man?“ wie man nur in solcher Stunde im Leben so ganz aus dem Verzweifelten und Leeren wohl einmal fragen mag, meinte er: „Geh nach Schreiberhau, dort wird man gesund!“ Zwei Tage darauf lehnte

ich an dem wetterdunklen Holzbalkon des Hauptmannhauses in Mittel-Schreiberhau — neben mir Carl Hauptmann, der jetzt nicht aufgelegt war, den philosophischen Kampfhahn fortzusetzen — auch in ihm wühlte etwas, er wollte vom Naturdeuter selbst zum Dichter, und das warf im Moment etwas Elegisches über ihn; erst später sollte sein vulkanisches Temperament wieder durchbrechen. Unten aber lag ein wunderschönes Tal im Herbstgold, in das die blaue obere Gebirgswand nur gleichsam von der Seite hineinsah. Eine kleine Kirche stand nahe dort darüber, aber in ihrem Schatten nur ganz weit getrennt hier und da ein versponnenes Haus. Das Tal der „Siebenhäuser“, hörte ich, nannte man es danach. Keine Villen, sondern kleine isolierte Bauernhöfe hinter halb wilden alten Apfel- und Kirschbäumen wie im Märchenland der sieben Zwerge. Noch ein paar Jahre ernsten Kampfs und Wiederbodenfassens — und ich erwarb eines dieser Häuschen, uralte, mit eingesunkenem Schindeldach und hundertjährig verknasterter Holzstube. Mein Sinn stand nicht nach Palästen; aber ich wollte irgendwo bodenständig werden, sei's auch in schlichtestem Bauerngrund, wie einst die Hauptmanns selbst da oben. Vielleicht auch das alte Fallersleber Erbe. Man brauchte ja wirklich nicht zu verbauern, wie die Letzten dort, konnte immer auf dem alten Bildungstrotz bleiben wie mein Vater, der sich von unten einst keine lähmende Schollenhörigkeit und von oben keinen Revers hatte vorschreiben lassen wollen.

Es war doch auch in dieser einfachsten Form nicht ganz leicht, sich in die fremde Volkserde, so wunderbar die Naturschöne des Orts zulächelte, Mitte der eigenen Dreißig, wirklich noch einmal einzuwurzeln. Anfangs verstand ich die Bauern ringsum nicht und sie nicht den fremden Eindringling. Nicht nur wegen des Dialekts jetzt. In amtlichen Kreisen des Orts war auch zurzeit noch nicht gerade Liebe zu hinzuziehenden „zweideutigen Gestalten“, wie Schriftstellern und Künstlern. (Das hat sich ja beruhigend heute geändert.) Jahrelang mußte ich mich noch mit aller Inbrunst der Seele an die Natur selbst klammern, die mich allerdings von je über die Menschen getröstet und die hier wirklich über alle Begriffe und alles, was mir von deutscher Landschaft geboten, herrlich und tief war. Ihre Gebirgsgeister, vor denen mir als Kind bei Musäus geiruselt, wurden meine ersten Freunde; bis sich dann ganz allmählich auch die schlesische Menschenblüte mir selbst erschloß — nicht die literarische, sondern die, die der große Dichter nach dem Leben geschildert. Man konnte das nicht erzwingen, hier mußte man erst organisch mit hineinblühen. Bis man einer von ihnen wurde. Dann habe ich aber gemerkt, daß auch die schlesische Volksseele ihrer wunderbaren Natur wert war.

Ich denke noch ein letztes Bild. Wie ich die ersten Male den mir heiligen Boden der Schneegruben endlich selber betreten durfte. Ich wußte anfangs keinen Pfad hinein, und keiner hatte ihn mir zu verraten gewußt. Er ist ja auch (Gottseidank für jenen Naturschutz) bis heute eine halbsbrecherische Kraxelei über die glasscharfen Granitscherben der alten Gletschermoräne. So schlug ich mich zunächst aufs Geratewohl bloß der Blickrichtung nach vom Hohen Rad her in die romantische Wildnis hinunter. Kämpfte mich wie ein Schwimmer durch das klebrige Knieholz — der Kenner weiß, was das bedeutet, bis ich in dem ersten alten „Gletscherkar“ (wie man's geologisch nennt) der Großen Grube stand. Im einflutenden dunklen Knieholzteppich hier die Kochelteiche wie verwunschene blaurote Nixenaugen. Prismatisch dreieckige Granitverwitterungen, die mir noch heute ein Rätsel, umragten gnomenhaft wie Hütchen der Zwerge das Ufer. Oben fern in scheinbar unerreichbarer Nebelhöhe aber die schwarzen Zinnen

Aus dem Ost-Oberschlesischen Heimatkalender 1931



Holzkirche Leszczin, Kr. Rybnik

Phot. Boidol



Roßberger Mädchen in Festtracht

Phot. Boidol

des Geisterschlosses am Kammand, wie aus Meister Gustave Dorés romantischster Phantasie. Davor noch eine pyramidische Schuttmoräne, und rechts kahl, verwitterungserfressen, wie eine wachende, uralte Sphinx der innersten Gründe, der besagte Grat, langen Schatten herabsendend, wie in einer starren Mondlandschaft. Als ich an solchem Tage auch den Schuttberg mühsam überklettert in absoluter Einsamkeit und Stille Himmels und der Erden, jauchzte es auf einmal durch mich wie aus den Griechenkehlen des alten Xenophon: im innersten Kessel wirklich noch — Schnee, der das Wort von den Schneegruben wahr machte. Nur einen Augenblick dauerte die Vision, die mir die ferne Eiszeit noch einmal heraufbeschwor. Im nächsten sah ich: es war kein wirklicher Schnee, sondern ein blendend weißes, süß honigduftendes Blütenfeld der unvergleichlichen kniehohen Narzissenanemone, die der Berggeist als ältester Naturschützer hier in den Gruben fast allein vom ganzen Gebirge noch in einem verschwiegenen Botanischen Garten bewahrt. Nachher bog ich dann um die schwindelnd hohe Granitklippe selbst herum auch in die sog. Kleine (eigentlich innen noch weitere) Grube. Wo eine bedeutend größere halbalpine vielfarbige Matte sich dehnte, in deren blaurotgoldenem Blumenmeer man hier gradezu bis über den Gürtel versank. Wo unterm Knieholz die kleine schwedische Linnäa mit ihren zähen Stengelchen kroch und auf schwarzem Basalt eines jungvulkanischen Durchbruchs im älteren Tiefengranit die Rosenwurz blühte und der weiße Schneesteinbrech, der eigentlich in die Region der polaren Bölscheinsel gehörte. Ich träumte damals, hier drinnen wollte ich mir ein schlichtestes Hüttlein von der Forstverwaltung erbitten und einmal einen ganzen Sommer als einsamer botanisch-zoologischer heiliger Antonius verleben. Vielleicht wäre die Welt hundert Jahre weiter, wenn ich verträumt wieder unten im Tal auftauchte, wie einst vor dem Mönch von Heisterbach . . . Möglich, daß es jetzt die Botaniker von Breslau mit Studenten als Naturschutzwächtern in diesem schönsten naturbotanischen Garten Ostdeutschlands verwirklichen.

Wieder einmal so (es war schon etwas später) stand ich dann ganz oben, wo der Granitgrat sich wie eine freie Titanenfaust gegen die Gruben hinausreckt — vor dem Gralsschloß der Schneegrubenbaude. Die am Hohen Rad vorbei gegen die Grubentiefe wallenden und senkrecht abstürzenden Nebel hatten sich jetzt verstärkt, zugleich aber die Sonne sich über den fernen Gründen Böhmens gesenkt. Da erschien mir zum ersten Mal im Leben das „Brockengespenst“ — der eigene Wandererschatten in gespenstischer Übergröße auf die eilende Nebelwand selbst projiziert und zugleich mit einem freundlichen bunten Farbenring des versöhnenden Regenbogens ummalt. So schön war es lange nicht, sagte der Wirt der Baude. In der Tat ist das wunderbare Phänomen, das ursprünglich nur dem Brocken zugeschrieben wurde und bisweilen überhaupt selbst von Forschern gelegnet worden ist, gerade an dieser wildesten und vielleicht schönsten Riesengebirgsstelle der deutschen Seite immer einmal wieder in voller Pracht zu sehen. Auch wer die einfache physikalische Erklärung kennt, wird besonders wenn der unheimliche Schattenriese ganz jäh auftaucht und ebenso jäh durch die Bewegung der Nebel selbst ohne Änderung des Beschauerstandpunktes auf Augenblicke wieder verschwindet, als schreite er rätselhaft um Ecken hin und her den Einfluß auf die Rübezahlsage nicht verkennen.

Wenn ich heute dort wieder wandere, werde ich denken, daß diese trotzige Granitklippe doch noch eine Weile halten mag, auch wenn unsere Bücher und Ideen, Hoffnungen und Lieben längst verwittert sind.

# DAS SIEBENTE JAHR

Von Professor Dr. Ludolf Malten

Der Universitätsbund Breslau hat im Mai d. J. 1931 Gelegenheit, auf sein zehnjähriges Bestehen zurückzublicken. Noch in den Stürmen der Inflation, als Geld schnell gewonnen und schneller zerronnen war, baute an der Hochschule eine Organisation sich auf, die der nach dem Kriege neu erwachten Produktionskraft der Hochschule Mittel schaffen sollte, den Weg aus den Laboratorien oder dem Manuskript in die Öffentlichkeit zu finden. Damals flogen Namen von Einzelpersonen und Verbänden als Helfer uns in reicher Fülle zu. Als der Tanz der hohen Ziffern ein jähes, gottgesegnetes Ende fand, fing es bescheiden und klein von neuem an, um nach der Scheinblüte der Jahre 1925 und 1926 in jene Deflationskrise hineinzusinken, die nach Krieg und Inflation zum dritten Male den arbeitenden deutschen Menschen um den Lohn seiner Mühen zu bringen droht. Da muß man hinnehmen, daß Mitläufer absagen, und denen dankbar sein, die aus innerer Zugetanheit eine Sache durchhalten. Sich daneben zu stellen und zuzusehen, rechnend und wägend, wäre von zweifelhaftem Reiz. So haben wir vorgezogen, Glück und Erfolg nicht von Eingängen abhängen zu lassen, sondern Hirn und Tat einzusetzen, die von Konjunkturschwankungen noch einigermaßen unabhängig sind.

Was wir gebaut haben in den letzten sieben Jahren — um hier, wie alljährlich, nur vom Vortragswesen zu reden — hat gehalten, auch in diesem schweren Winter\*). Freilich, ohne Strukturänderungen ging es nicht allenthalben ab. Wo die sorgliche Hand des Staatskommissars den Städten so fest an die Gurgel fuhr, daß zunächst der kulturelle Atem knapp wurde, haben wir die städtische Garantie fahren lassen und mit Hilfe unserer Freunde in den Städten uns auf eigene Füße gestellt. Wir wollen unsere Füße nicht größer machen, als sie sind. Es sind die Füße eines nunmehr siebenjährigen Knaben. Der braucht noch einen Vater. Aber sein Gang ist rüstig, und er ist durch 38 Städte gewandert.

Nicht ohne ein Gefühl persönlicher Wärme und Verpflichtetheit dankt der Leiter allen, die geholfen. Der Staat, vertreten durch das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, uns persönlich gegenüber durch unsere Förderer, Herrn Geheimrat Gürich und die Herren Oberpräsidenten der beiden Provinzen, weiter die Provinz Niederschlesien, uns freundlich gesonnen in dem Herrn Landeshauptmann und dem Herrn Landeskämmerer, haben uns in unserer Grenzprovinz Wirkungsmöglichkeit gegeben. Von unseren Vertrauenslauten hat keiner die Mühe für zu groß gehalten; wir brauchen sie, wenn anders die Brückenpfeiler, die wir von Breslau schlagen, fest gestützt sein sollen. Daß unsere Hochschule das Ihre getan, dürfen wir unausgesprochen aus der Treue, in der man zu uns hält, ausgesprochen aus der Kritik der Provinzialpresse und den Berichten der Vertrauensleute entnehmen. Womit nicht gesagt sei, daß nicht auch Enttäuschungen mit unterliefen. Wir hoffen, sie fortschreitend zu mindern, dadurch daß wir unsererseits uns nicht auf Routine verlassen, sondern den Zugang allen, auch den jüngeren Kräften der Universität offen halten, um die für diese Art des Wirkens Geeigneten immer neu entdecken zu können.

\*) Vgl. diese Monatshefte 1927 Heft 6, 1928 Heft 5, 1929 Heft 8, 1930 Heft 4.

Die Zahlen: es wurde gesprochen in 38 (im Vorjahr 35) Städten mit 125 (126) Vorträgen von 41 (40) Dozenten. Es kam also der einzelne, durch die städtische Wahl zum Vortrage gerufene Dozent wie im Vorjahr durchschnittlich dreimal zu Wort. Von den Städten gehörten zehn Oberschlesien an: Beuthen, Cosel, Gleiwitz, Groß-Strehlitz, Hindenburg, Leobschütz, Neustadt, Oppeln, Ratibor, Rosenberg; 28 Niederschlesien: Beuthen (Bez. Liegnitz), Brieg, Frankenstein, Freystadt, Friedland, Glatz, Glogau, Goldberg, Görlitz, Grünberg, Guhrau, Haynau, Hirschberg, Landeck, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Löwenberg, Militsch, Namslau, Neumittelwalde, Neusalz, Oels, Sagan, Striegau, Waldenburg, Weißwasser, Wohlau. Mit Bunzlau und Greiffenberg wurden für den nächsten Winter Beziehungen angebahnt.

Ein Verzeichnis der hauptsächlichsten neuen Themen, die überwiegend von Lichtbildern begleitet waren, sei nach dem Muster der Vorjahre angeschlossen:

Schlesien: Geologie der Heimat. Besiedlungsgeschichte Schlesiens. Die Christianisierung Schlesiens und der Nachbarländer. Adel und Bürgertum in Schlesien im Zeitalter Friedrichs des Großen. Meisterwerke der Barockbaukunst in Schlesien. Die Renaissancebauten der Stadt Görlitz. Kloster Leubus als Kultur- und Kunststätte. Der deutsche Osten im deutschen Geistesleben. Schlesiens Stellung innerhalb der Ostmarkenfrage. Das Ostproblem in auswärtiger Beleuchtung. Schlesien, Preußen und das Reich.

Nachbarländer: Geschichte und Gegenwartslage des baltischen Deutschtums. Das Deutschtum Wolhyniens, Ergebnisse einer Studienreise 1930. Die Grundzüge der polnischen Geschichte. Deutsche Kultur in Polen. Das Deutschtum in Polen. Rußlands Stellung zu Europa und Asien. Die Anfänge von Kultur und Kunst in Rußland. Geschichte und Leben im slawischen Volkslied. Leo Tolstoj als Schriftsteller und Prophet. Aus der russischen Literatur der Gegenwart.

Geschichte: Die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft. Der Streit um die Grenzen zwischen Mittelalter und Neuzeit. Die historischen Grundlagen des Gegensatzes von West- und Osteuropa. Karl der Große, Ordner des Abendlandes. Kaiser-Idee und Staatsidee im Mittelalter. Der Rhein als Wirtschaftsstraße in der Geschichte. Die Entstehung der deutschen Stämme. Staat und Stadt in der deutschen Geschichte. Die Epochen des deutschen Nationalbewußtseins. Die wirtschaftliche Organisation des ostdeutschen Kolonisationswerks im Mittelalter. Die Bedeutung des Städtewesens für die Entstehung des deutschen Ostens. Mittelalterliche Kämpfe um die deutsche Ostgrenze. Die Idee der „Grundrechte“ in ihrer geschichtlichen Wandlung vom Puritanismus bis zur Weimarer Verfassung. Preußen und Rußland im Wandel der Geschichte. Grundzüge, Wesen und Weg des Britischen Reiches. Bismarcks Außenpolitik nach 1871 und der Weltfrieden. Adolf von Harnack, der Mann und sein Werk. Fürst Bülow und seine Denkwürdigkeiten. Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der Kriegsschulthesen. Der Gedanke des Minderheitenschutzes in geschichtlicher Entwicklung. Geschichtliche Voraussetzungen und gegenwärtige Problematik des 18. Artikels der Weimarer Verfassung (Reich und Länder). Die Geschichte der Paneuropaidee. Der Ursprung des parlamentarischen Verfassungsrechtes. Mahatma Gandhi, Leben und Lehre.

Erdkunde, Geologie, Ethnographie: Gletscher und Eiszeit. Die Vulkane der Erde. Bau und Bildung der Gebirge. Matterhorn und Montblanc, die Geschichte ihrer Ersteigung.

Geologie der Heimat. Geologie auf Wanderung und Reise. Der wilde und der goldene Westen, das Land zwischen den Rocky Mountains und dem Pazifischen Ozean. Die geologischen Grundlagen amerikanischer Wirtschafts- und Lebensformen. Vergessene Rassen: Forschungen und Fahrten unter zentralindischen Urvölkern. Auf einsamen Inseln: unter den Zwergnegern von Andaman. Die Völker des indischen Südens, Studien und Forschungsfahrten in Urwald und Hochgebirge (Deutsche Indien-Expedition 1926—1929). Warum die Urvölker aussterben: tragische Beobachtungen aus dem fernsten Südasien.

Kulturgeschichte und Kulturbilder: Aus der Heimat Abrahams, die Resultate der anglo-amerikanischen Ausgrabungen. Eine Forschungsreise durch Palästina im Jahre 1929. Ägypten und ägyptisches Leben vor 2000 Jahren. Frauenleben im alten Ägypten, Hellas und Rom. Die Leistung des hellenischen Menschen für die Weltkultur. Bäder und Heilwesen im Altertum. Der Garten in der Kulturgeschichte. Der gesellschaftliche Verkehr in Deutschland in seiner historischen Entwicklung vom 16.—19. Jahrhundert. Der Balkan und die Balkanvölker. Als deutscher Austauschstudent in Kalifornien, Bilder vom amerikanischen Universitäts- und Studentenleben.

Kunst, Musik, Theater: Einführung ins künstlerische Sehen. Baukunst, Malerei und Plastik. Kunstgeschmack und Naturgefühl im Wandel der Zeiten. Jugendwerk und Alterswerk, ein Beitrag zur Charakteristik des schaffenden Künstlers. Die großen Epochen der griechischen Kunst. Antike Kunst- und Kultstätten (Athen, Delphi, Olympia, Epidauros). Das goldene Haus des Nero in Rom. Meisterwerke antiker Malerei. Die neuesten Funde und Ausgrabungen im klassischen Süden. Die Mosaiken von Ravenna. Kunst und Wirtschaft des Mittelalters. Die Kunst Siziliens unter Normannen und Hohenstaufen. Deutsche Kunst zur Zeit der Hohenstaufen. Dürer und Grünewald, zwei Repräsentanten deutschen Kunstschaffens. Die Kunst der italienischen Stadtrepubliken im Zeitalter Dantes. Reiseziele in Italien: Umbrien, Landschaft und Kunst. Kunstgeschichtliche Wanderungen durch Florenz. Venedig und seine Kunst. Das alte und das neue Spanien, Eindrücke einer Reise. Paris, seine Geschichte und seine Bauten. Die Anfänge von Kultur und Kunst in Rußland. Die Baukunst der Gegenwart, ihre Entstehung und ihre Ziele. Der klassizistische Stil als Vorläufer der Neuen Sachlichkeit. — Der Stilbegriff in der Musikwissenschaft. Die Entwicklung der Harmonie-Vorstellung in der Musik. Von der Vergegenwärtigung der musikalischen Vergangenheit durch die Schallplatte. Der gegenwärtige Kampf um das musikalische Bildungsproblem im Lichte der Geschichte. Ideale Ziele und praktische Auswirkung der staatlichen Neuordnung des privaten Musikunterrichts in Preußen. — Das Theater in Mittelalter und Neuzeit. Bilder aus der deutschen Theatergeschichte.

Philosophie, Pädagogik, Literatur, Volkskunde: Okkultismus und Wissenschaft. Phantasie und Sexualität. Idealismus und Realismus als Weltanschauungen. Kulturkrise und Kulturidee. Die moderne Philosophie und das Bildungsideal. Die geistigen Grundlagen der Gegenwart. Häckels Welträtsel und die Gegenwart. Die Philosophie Hegels und ihre geschichtliche Bedeutung. Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk. — Die sittlichen Ideale der alten Deutschen (altgermanische Ethik). Die Edda und wir. Tristan und Isolde (Die Liebe im Wandel der Jahrhunderte). Gott und Welt bei den deutschen Klassikern des Mittelalters. Das

schlesische Barockdrama. Der Kampf um die bürgerliche Lebensanschauung in der Dichtung des 18. Jahrhunderts. Das Goethebild im Wandel der Zeiten. Goethes Faust als Weltichtung. Die künstlerischen Anschauungen des deutschen Klassizismus. Weltanschauung und Dichtung der deutschen Romantik. Literarische Stilwandlungen von 1880—1930. Hauptströmungen der deutschen Gegenwartsdichtung. Vom Schicksal der deutschen Sprache. Sprache und Technik. Sprache und Politik. Aus der Welt der deutschen Volkssagen und Volksmärchen. Volkskunde und neuere Literatur. Volkskunde und Rechtskunde. Forschungswege der deutschen Volkskunde. Hausformen und Siedelung. Deutsche Volkstrachten. Der Rhein und der deutsche Geist.

Religion und Religionswissenschaft: Seelenglaube und Totenkult. Weltentstehung und Weltuntergang in den Sagen der Völker. Der Lamaismus. Das Alte Testament im Lichte des alten Orients. Aus der Geisteswelt des Alten Testaments. Enthält das alte Testament „heidnische“ Bestandteile? Frauengestalten aus dem Alten Testament. Antike Kulturstätten (Athen, Olympia, Delphi). Der Kampf zwischen Heidentum und Christentum am Ausgang der antiken Welt. Die Lehre Jesu von seiner Kirche. Der Begriff der Kirche beim Apostel Paulus. Ehe und Familie bei Paulus. Das Neue Testament über Ehe und Ehescheidung. Die Kunst der alten Christen. Das Bild Christi im Wandel der Jahrhunderte. Die Darstellung Christi in neuerer Zeit. Augustins Ringen um eine Weltanschauung. Die Gottesidee in Augustins Weltanschauung. Franz von Assisi und die Entwicklung der mittelalterlichen Religiosität. Franz von Assisi im Lichte der neueren Forschung. Aus der philosophischen Werkstatt des Thomas von Aquin. Die Trennung von Staat und Kirche in ihrer verschiedenen geschichtlichen Gestaltung. Deutsche Päpste. Wirklichkeitssinn und Glaube. Die Heilkraft des Glaubens für Leib und Seele. Was bedeutet das Christentum für den Wiederaufstieg unseres Volkes? Der Christ und die Natur.

Staatslehre, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Wirtschaftswissenschaft: Die Anfänge der Staatsgewalt in Deutschland. Freiherr vom Stein, Wilhelm von Humboldt und der Staatsgedanke des deutschen Freiheitskrieges. Was bedeuten Völkerbundpakt und Kelloggpaakt für die Entwicklung des Völkerrechtes? Räterepublik, Faschismus und Diktatur in ihrer staatsrechtlichen Bedeutung. Die Staatsreformen in den Kulturländern der Gegenwart nach ihren neuesten Wandlungen. Die Psychologie der Massen im staatlichen Gemeinleben (unter Ausschluß parteipolitischer Erörterungen). Wissenschaftliche Grundlagen politischen Denkens (unter Ausschaltung parteipolitischer Fragen). — Die Blutrache im Recht. Probleme der Reichsreform. Das Saarproblem (Land, Leute, Politik). Staat und Gemeinschaft im Kampfe gegen Jugendnot und Jugendverwahrlosung. Der Kampf gegen das Verbrechen und der Entwurf eines neuen deutschen Strafgesetzbuches. Die neuesten Wandlungen des Rechtes der Stadt- und Landgemeinden sowie der Landkreise in Preußen. Die Haftpflicht im Verkehr: Bahn, Automobil, Flugzeug. — Bankinsolvenzen und Depotgesetz. Der Schutz des Kleinaktionärs in der zukünftigen Gesetzgebung. Kapitalbildung und Kapitalanlage. Rationalisierung. Die deutsche Reichsbank als Bank der Banken und als Hüterin der deutschen Währung. Die Effektenbörsen und ihre Geschäfte. Der Youngplan. Die wirtschaftspolitischen Ideen des letzten Jahrhunderts. Das Wirtschaftsbarometer der Konjunkturen und Krisen.

Medizin, Hygiene, Biologie: Medizinische Entdeckungen im letzten Jahrzehnt. Die Lebensdauer des Menschen. Wege und Ziele der operativen Chirurgie. Aufgaben der Chirurgie im Kampfe gegen die Tuberkulose. Zur Geschichte der Schmerzbekämpfung in der Chirurgie. Das Gallensteinleiden vom chirurgischen Standpunkte aus. Steinbildung der Harnorgane vom chirurgischen Standpunkte aus. Aus der Wunderwelt des Nervensystems und der Sinnesorgane. Moderne Ernährungsfragen, insbesondere über die Diät als Heilfaktor. Ernährung und Krankheit. Die Ernährung des Menschen in gesunden und kranken Tagen. Obst und Gemüse; ihre Bedeutung für die menschliche Ernährung. Magen- und Darmkrankheiten im Lichte moderner Forschungen. Die Aufgaben und bisherigen Leistungen des Völkerbundes auf dem Gebiet der Hygiene. Geistige Hygiene, ein neuer Zweigweg der Gesundheitspflege. Grenzen hygienischer Volksbelehrung. Epidemische Krankheiten einst und jetzt. Die Bekämpfung der Tuberkulose: Fürsorge, Schutzimpfung. Unsichtbare Feinde und Freunde des Menschengeschlechts. Der Sport im Rahmen der Volksgesundheitspflege. Moderner und antiker Sport. Die Bedeutung des Lichtes für das Leben. Was ist Entwicklungsmechanik? Vererbung und Abstammungslehre. Die Vererbung von Krankheiten. Die Krisis in der modernen Biologie. Biologie der Fortpflanzung. Letzte Aufgaben der Biologie. Darwin, Lamarck und wir.

Astronomie: Die Sonne. Streifzüge durch die Gebirgswelt des Mondes. Der Mond und seine Geschichte. Die Planeten Jupiter und Saturn. Mars und Venus, unsere Nachbarn im Weltenraum. Die Entwicklung der Sterne. Sterne und Atome. Nebelflecke, Sternhaufen und kosmische Wolken. Über die Größe und Gestalt des Weltsystems. Bilder aus der Geschichte der Astronomie.

Naturwissenschaft, Zoologie, Botanik: Die Entwicklung der Naturwissenschaft auf dem Hintergrund der allgemeinen Kulturgeschichte. Der Mensch in seiner Abhängigkeit von der unbelebten Natur. Die chemischen Elemente im Wandel der Zeiten. Aus der gemeinsamen Werkstatt des Chemikers und Mediziners. Was bedeutet die chemische Industrie für Deutschland? Die chemischen Probleme der Vitamin- und Ferment-Forschung. Wie entstehen die modernen Arzneimittel? Auf dem Wege zur Synthese der Hormone. Der Einfluß innerer Drüsen-säfte auf die körperliche und geistige Entwicklung. — Umwelt und Innenwelt der Tiere. Freundschaft und Feindschaft bei Tieren. Farbwechsel der Tiere. Schutzfärbung und Anpassung im Tierreich. Wanderungen der Tiere in Gegenwart und Vergangenheit. Das Mittelmeer und seine Bewohner. Das Tierleben der Wüste. Das Sehen der Tiere. Tierische Blutparasiten des Menschen. Vogel- und Insektenflug, ein Vergleich. Was können die Ameisen und Bienen erzählen? Musik und Gehör bei den Insekten. Insekten als Gärtner. Vogelblumen und Blumenvögel.



## Die Umgebung der Stadt Breslau

Eine Frühlingsbetrachtung  
von Georg Hallama,  
Direktor des Verkehrsamts  
der Stadt Breslau

Städte werden, namentlich in neuerer Zeit, auch nach ihrer Umgebung geschätzt. Man will hinaus ins Freie, man will auch außerhalb der Stadt Interessantes, Sehenswertes, landschaftlich Schönes sehen. Der Fremde wird in einer Stadt länger verweilen, wenn sie eine reizvolle Umgebung besitzt. Für den Bewohner der Stadt selbst bedeutet eine schöne und interessante Umgebung die Möglichkeit der Erholung und Belehrung ohne Aufwendung größerer Kosten für Bahn und sonstige Fahrten. Von manchen Städten, auch Groß- oder Weltstädten, ist die Umgebung seit langer Zeit geradezu berühmt, so zum Beispiel die Umgebung von Berlin, die in der Tat reich an landschaftlichen Reizen an Seen, Hügeln und Wäldern ist. Dresden mit seiner ausgedehnten Heide, die sich unmittelbar an die Stadt anschließt und dem nahen Sandstein- und Erzgebirge gehört ebenfalls in die Reihe der Großstädte, deren Umgebung viel bekannt ist. Das gleiche gilt für München wegen seiner Nähe zu den oberbayerischen Seen, ihren Schlössern und den Gebirgen.

Von der Umgebung Breslaus weiß man in der Regel nicht viel. Selbst der Einheimische, der Schlesier, kennt sie nicht genügend. Und doch hat auch sie ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten. Freilich, sie sind weit verstreut und die Wege zu ihnen sind nicht so günstig wie anderwärts. Es fehlt zum Teil an guten Bahnverbindungen, und bei größeren Entfernungen sind die heutigen Tarife Ausflugsfahrten, namentlich kinderreicher Familien, hinderlich. Die Umgebung von Berlin wäre bei weitem nicht so für den Verkehr erschlossen worden, wenn Berlin nicht seit Jahrzehnten den billigen Vororttarif hätte. Er hat überhaupt erst die Ausdehnung von Groß-Berlin ermöglicht, ebenso wie Hamburg durch seinen billigen Vorortverkehr eine rasche und gewaltige Ausdehnung erfahren hat. Durch einen derartigen Tarif würde auch die reizvolle Umgebung der Stadt Breslau bald ihrer Bevölkerung nähergebracht werden und ebenso dem Fremden, der sich, sei es aus geschäftlichen Gründen oder auf einer Ferienreise, in Breslau aufhält. Denn die Umgebung Breslaus

## 2. Der Jungfernsee bei Breslau



Phot. Hallama

braucht sich durchaus nicht hinter der anderer Großstädte zu verstecken. Wir besitzen eigentlich alles, was man in unseren Landen erwarten darf, nur daß die meisten es nicht wissen oder nicht schätzen. Es wird beispielsweise selten eine Stadt geben, die unmittelbar vor ihren Toren so ausgedehnte Spaziergänge längs des Wassers besitzt wie Breslau. Das sind die Wanderwege längs der Oder und längs der Kanäle, die beiläufig eine Länge von mehr als 20 km einnehmen, also Spazierwege für mehrere Stunden schaffen und die mit der elektrischen Bahn an den verschiedensten Punkten bequem zu erreichen sind oder auch in der schönen Jahreszeit mit Hilfe einer reizvollen Dampferfahrt. Sie setzen sich von Wilhelmshafen fort bis zur Eisenbahnstation Tschirne und darüber hinaus über Rattwitz (Abb. 1) nach Jeltsch, nochmals 20 km weit. Die Ohleniederung, die sich parallel der Oder oberhalb der Stadt erstreckt, bietet ebenfalls eine Reihe von hübschen Spaziergängen am Wasser und über Wiesen, auf Dämmen mit schönen Blicken — manche Partie, so im Ostpark, erinnert geradezu an den Spreewald.

Das ist die nächste Umgebung der Stadt. Wenn wir einen Blick auf die Karte werfen, so sehen wir, daß sich an diese reizvolle nähere Umgebung allenthalben entweder unmittelbar oder in einiger Entfernung reizvolle Auenlandschaften mit Wäldern und Waldpartien anschließen und daß diese Wälder immer größer und dichter werden, je weiter wir uns von der Stadt entfernen. Wir erblicken in den Wäldern Seen und sowohl im Norden wie im Westen und Süden erheben sich Hügel, ja schließlich Berge. Besonders sind es die Wälder an der Oder, die dem Kartenkundigen ins Auge fallen, weil sie von Wasserflächen, von der Oder, kleinen Seen, der Ohle, belebt sind. In diesen Wäldern besitzt die Umgebung der Stadt wirklich ganz außerordentliche Schönheiten. Es ist kaum bekannt, daß die Oderwälder zu den



3. Der Raaker See

Phot. Hallama

schönsten Auenwäldern Europas gehören. Diese Wälder, in denen riesige Eichen von mehreren Metern Umfang stehen, gleichen mit ihrem dichten Unterholz und ihrer üppigen Auen- und Sumpflvegetation beinahe Urwäldern. Einen kleinen Vorgeschmack bekommt man davon bereits im Oswitzer Waldpark, den man bequem mit der Straßenbahn erreichen kann und in dem sich die Schwedenschanze als geschichtliche Denkwürdigkeit erhebt. Auf ihr haben vorgeschichtliche Siedlungen aus der Illyrer- und Germanenzeit Schlesiens bestanden. Die Ausgrabungen sind in dem Museum zusammengetragen, das in dem Kaiser-Wilhelm-Turm auf der Schwedenschanze errichtet ist. Aber weit urwüchsiger als dieser schon von gärtnerischer Hand behandelte Wald sind die Wälder oberhalb Breslaus an der Oder, namentlich die Wälder um die Haltestelle Kottwitz herum. Dort besitzen wir einen geradezu herrlichen Naturpark in des Wortes bester Bedeutung. Er wird in manchen Jahren allerdings beeinträchtigt durch die Mückenplage, die es aber allerorts am Wasser, auch an den Seen Groß-Berlins gibt und die selbst in mückenreichen Jahren nur etwa zwei Monate dauert. Dieser Wald wird durchzogen von einer ganzen Kette von Seen, die die ansehnliche Länge von über zwei Kilometer erreichen, eine große Tiefe besitzen und reich an Fischen sind.

Eine Wanderung längs dieser Seen, der Schwarzen Lache, des Niedersees, des Schlangensees, des Jungfernsees (Abb. 2) ist zu allen Jahreszeiten, ganz besonders aber im Frühjahr und Herbst, ein großer Genuß. Man wandert hier durch tiefschattigen hochstämmigen Buchen- und Eichenwald und genießt Bilder von wahrhaft paradiesischer Schönheit. Derartige Laubwälder sind weder in der Umgebung Berlins noch vieler anderer Großstädte zu finden und sie sind zudem mit der Eisenbahn über die Haltestellen Tschechnitz, Kottwitz sehr leicht und für geringes Geld zu erreichen. An diese Wälder schließen sich interessante Hügel,

#### 4. Im Sibyllenort Park



Phot. Hallama

Sanddünen der Vorzeit, mit Kiefernwald bewachsen, ein Stück Grunewald zwischen Breslau und Ohlau.

Die Oderwälder setzen sich fast ohne Unterbrechung längs der Oder und der Smortawe, einem Nebenflüßchen der Oder, meilenweit fort und reichen bis nach Oberschlesien hinein. Auch hier manche Sehenswürdigkeit, wie die Ruine der alten Wasserburg Jeltsch auf einer Insel inmitten eines alten Oderarmes, die leider dem Verfall völlig anheimgegeben ist, obwohl sich mit ihr manche geschichtliche Denkwürdigkeit verknüpft. Wurde doch in ihr in der Nacht des 18. Februar 1277 Herzog Heinrich IV. von Breslau von Verrätern aus dem polnischen Adel, geworben von Herzog Boleslav von Liegnitz, überfallen und gefangen nach der Burg Lähn fortgeführt.

Ein tiefes Geheimnis behütet der Ritscheberg in dem herrlichen Walde, der sich zwischen Ohlau und Brieg hinzieht. Auf ihm und inmitten seiner noch wohlerhaltenen Wälle hat eine der ältesten christlichen Niederlassungen von Schlesien bestanden. Die Bischöfe von Breslau haben hier in bewegter Zeit im Sumpfland der Oder ihren Sitz gehabt. In späterer Zeit ist diese Siedlung nebst ihrer Kirche untergegangen. Wann und warum weiß man nicht. Vermutlich hat ein gewaltiges Hochwasser den Ort vernichtet. Dieser Wald zwischen Ohlau und Brieg gehört zu den schönsten Wäldern an der Oder. Auch er ist durch zahlreiche, allerdings kleinere Wasserläufe durchzogen. Im Süden zieht sich die Oder, im Norden die seeartig erweiterte Smortawe hin, und an diesen alten und schönen Laubwald, in dem es ebenfalls Riesenexemplare von Eichen gibt, schließt sich auf Rogelwitz zu ein ausgedehnter Mischwald an, ein Wald, der großartige Landschaftsbilder abgibt. Dieses ganze Wandergebiet von Breslau bis nach Rogelwitz in einer Länge von 40 Kilometer ist durch den Breslauer Verschönerungsverein erschlossen worden. Es ist ein Gebiet, das seinem Umfange nach dem Riesengebirge fast gleichkommt. Sehenswerte und interessante Stützpunkte sind dabei die alten Herzogstädte Ohlau und Brieg, bekannt durch ihre Baudenkmäler



### 5. Grunewaldstimmung im Zettelbusche

Phot. Hallama

aus der Piastenzzeit. Der Mittelpunkt des Waldgebietes ist das reizend gelegene Smortawe. An dieses Waldgebiet, in dessen nördlichem Teile sich der gewaltige Zinnersee erstreckt, schließen sich die Wälder an der Weide. Die Weide ist in ihrem ganzen Laufe reizvoll durch ihre Wiesenpartien und Wälder, die noch weniger als die Oderwälder bekannt sind, weil sie zumeist abseits von der Bahnlinie liegen. Von Breslau am ehesten zu erreichen ist die Partie zwischen Wildschütz und Klein Weigelsdorf, die in ihrer Schönheit dem Spreewalde gleicht. Der Mittelpunkt dieses Waldgebietes bei Breslau ist die schön gelegene Waldmühle. Auch zu ihr und über sie hinweg sind verschiedene Wanderwege von Breslau aus, von der Haltestelle Meleschwitz, von der Haltestelle Bohrau markiert worden und auch in diesem Waldgebiet zieht sich ein größerer See bei Raake hin (Abb. 3), nahe der Haltestelle Bohrau. Längs der Bahnlinie Breslau—Bohrau erstrecken sich weitere Waldpartien und stimmungsvolle Gewässer am Juliusburger Wasser und auf Sibyllenort zu. Auch das ist ein sehr beliebter Wanderweg ebenfalls markiert, ab Pawelwitz, und er führt, namentlich in seinem letzten Teil durch eine sehr reizvolle Gegend und in den bekannten Sibyllenorter Park (Abb. 4), der neuerdings fast ganz dem Publikum geöffnet ist. Auch ein Badeplatz ist in ihm geschaffen worden. Hier muß auch Oels wegen seines prächtigen Renaissanceschlusses und seiner Umgebung als Reiseziel genannt werden.

Hübsche Spaziergänge gibt es weiter an der Weide zwischen Schottwitz, Glockschütz, Bischwitz, Hünern und Weidenhof, wie weiter von Oswitz längs der Oder und Weide nach Weidenhof. Auch dieser schöne Waldweg ist vom Verschönerungsverein markiert und der Weidenhofer Park selbst mit seinen gewaltigen Eichen ist ein nahes Ziel für Breslauer Ausflügler. Wenig bekannt sind die schönen Deichwege, die sich längs der Oder unterhalb der Weide- und Weistritzmündung nach Auras und Dyhernfurth hinziehen und die ebenfalls viel durch Wald gehen. Besonders reizvolle Spaziergänge gibt es auch an der Weistritz. Dort geht es dauernd durch Wald und Park, so von dem Breslauer Stadtteil

## 6. Reste des vorzeitlichen Steinwalles auf dem Gipfel des Zobtenberges



Phot. Hallama

Deutsch-Lissa über Arnoldsühle, Schillermühle, Gohlau, Schalkau auf Kanth zu und in Kanth teilen sich die Wanderwege längs der Weistritz und des Striegauer Wassers, auch hier überall prächtigsten Auenwald. Unweit von Kanth nahe der Weistritz liegt Kriebowitz mit dem sehenswerten altertümlichen Schlosse und dem Mausoleum des Fürsten Blücher.

Die Auenlandschaften und Waldpartien längs der Weistritz und des Striegauer Wassers führen bis ins Gebirge und werden immer schöner, so zwischen Domanze und der Würbenschanze und am Rabenberge bei Saarau. Das sind meilenweite Spaziergänge, die von den verschiedensten Bahnstationen Kanth, Mettkau, Ingramsdorf, Saarau gemacht werden können. Auch der Winkel zwischen der unteren Weistritz und der Oder wird durch ein vielgestaltiges Gelände mit Wäldern und Hügeln ausgefüllt. Bekannt ist der Muckerauer Wald mit dem Kirschberg. Auch das Schlachtfeld von Leuthen wird oft besucht. Von der Höhe des Denkmals bei Klein Heidau gewinnt man einen anschaulichen Überblick über den Schauplatz dieser denkwürdigen Schlacht, die weltgeschichtliche Bedeutung besitzt. Fast unbekannt sind jedoch die Wälder, die sich um die Bahnstationen Nipporn und Nimkau erstrecken. Ein prächtiger Spazierweg führt von Klein Bresa zur wohlerhaltenen Wasserburg Wohnwitz aus dem 16. Jahrhundert über aussichtsreiche Höhen nach Nipporn, von hier ein nicht weniger schöner Weg über die Hügel und durch die Grunewaldstimmung des Zettelbusches (Abb. 5). Über Nimkau erheben sich die Lüttwitzhöhe und der Galgenberg mit schönem Mischwald. Daran schließt sich das Olschebruch mit seinem lichten Birkenwald und schwärzlichen Torfwässern. Die Lubtaler Höhen tragen wiederum Kiefernwald. Prächtige Waldwiesen und Wälder grenzen daran auf den Breitenauer See zu, einen der vielen Wasserläufe, die sich auch hier — beispielsweise nahe von Klein Bresa der schöne Brandschützer See und der Gursche-See — hinziehen. Auch die altertümliche Stadt Neumarkt mit ihrem Rolandbrunnen,

ihren Wäldern bei Frankental und Dietzdorf — in ihnen die versunkenen Schlösser — sind ein schönes Wanderziel in dieser Gegend.

Auf der anderen Seite der Oder erheben sich hier unterhalb der kleinen Stadt Dyhernfurth, deren Park und Schloß sehenswert sind, die Höhen des Katzengebirges, das von der polnischen Grenze her herüberstreicht. Die Dolphi-Mühle bei Bschanz bietet einen prächtigen Ausblick auf das ganze Oderland und die hochführende Kunststraße über Pogul-Grosen gibt dauernd herrliche Blicke über die Oder und ihre Wälder. Auf diesem Wege und sonst auch von der Station Maltsch kommt man, wiederum durch urwüchsigen Oderwald nach Kloster Leubus, das mit erlesener Kunst ausgestattet ist, und genießt dort vom Weinberge von der Höhe der ebenfalls an Barockkunst reichen Kirche einen ganz großartigen Blick auf das Oderland und das Gebirge.

Eine Unzahl schöner Wanderungen bergauf, bergab durch tiefe Schluchten, über aussichtsreiche Hügel, durch Buchen- und Eichen-, Fichten- und Kiefernwälder bietet das Katzengebirge in seinem weiten Zuge von der Oder auf die polnische Grenze zu. Die beliebtesten Ziel- und Ausgangspunkte sind die Badeorte Obernigk und Trebnitz, dieses insbesondere auch bekannt durch sein Kloster und die Kirche, die von der Schutzpatronin Schlesiens, der heiligen Hedwig, gegründet, ebenfalls reich an Kunst sind.

Nach Süden wird die Umgebung der Stadt Breslau abgeschlossen durch das Zobtengebirge, das zwar viel besucht wird, aber in seinen einzelnen Teilen immer noch wenig bekannt ist, weil die Bahnstrecke das Zobtengebirge lediglich an seinem Rande berührt. Dabei ist das Zobtengebirge von Breslau nicht viel weiter als Potsdam von Berlin. Aber es fehlen eben in Breslau die Bahnverbindungen und der Vororttarif, und es ist in der Vorkriegszeit die Gelegenheit verpaßt worden, eine Schnellbahn nach Zobten zu bauen. Sonst wäre das Zobtengebirge, das sich durch außerordentlich lauschige und schöne Waldpartien (Abb. 6) und durch beinahe alpine Felsenpartien auszeichnet, längst dem Verkehr erschlossen worden. Wie man sieht, ist die Umgebung der Stadt Breslau durchaus nicht arm an landschaftlichen Reizen und sonstigen Sehenswürdigkeiten, wie viele aus Unkenntnis der Dinge meinen. Im Gegenteil, der Kundige weiß längst, daß die Umgebung der größten Stadt Ostdeutschland außerordentlich vielgestaltig ist und geradezu reich an landschaftlichen Schönheiten aller Art. Wir besitzen mit die schönsten Laubwälder Europas, belebt durch viele Gewässer, ferner meilenweite Nadelwälder. Allenthalben erheben sich Hügel und auch Berge von ansehnlicher Höhe und kühner Profilierung. Auch sehenswerte altertümliche Städte mit Baudenkmalern aus den vergangenen Jahrhunderten, Klöster mit reicher Kunst, Burgen und vorzeitliche Anlagen finden wir in der näheren oder weiteren Umgebung. Wenn dies alles noch nicht genügend bekannt ist, so müßte es um so mehr zu Entdeckungsfahrten reizen.



## RUDOLF HACKE

Von Dr. Günther Grundmann

Es sind schöne große Zimmer, ein wenig alt und dunkel — aber mit gutem Hausrat und guten Bildern an den Wänden. Man sitzt unter einer schwerfällig modellierten Stuckdecke im großen Eßzimmer, und der Schein der Lichter spielt um sechs Kinderköpfe an der langen Tafel, an der vor Hunderten von Jahren die Äbte von Leubus saßen. Ein Gemisch von Vergangenheit und sehr lebendiger Gegenwart, und auch ein nicht alltägliches Gemisch von Landwirtschaft und künstlerischem Schaffen — das ist Schloß Seitendorf, der Wohnsitz des Malers Rudolf Hacke.

Man muß Rudolf Hacke erzählen hören, in einer etwas derben Art, die seine Berliner Herkunft — er wurde 1881, also vor 50 Jahren, in der Reichshauptstadt geboren — nicht verleugnet. Die Berliner Akademie zur Zeit Anton von Werners wird einem in ihrer traditionell staubigen Kommißstiefelzeit bewußt, an der der Siebzehnjährige bei Brausewetter und Konrad Böse arbeitete. Man lacht über den Professorenulk und begreift, daß ein gut Teil persönlicher Kraft und gesunder Borstigkeit dazugehörte, nicht in dieser Atmosphäre zu ersticken. Von 1901 bis 1905 bei Leon Pohle und Eugen Bracht an der Dresdner Akademie war es nicht besser. Man lernte das Handwerk und konnte sich später im Besitz eines Meisterateliers in Berlin emanzipieren. Immerhin war der Einfluß von Salzmann und Albert Haertel, vor allem von Ulrich Hübner, bedeutungsvoll genug, um Rudolf Hacke als Maler bis 1914 zu werten. Seine dekorativ-impressionistische Flächigkeit in der Wiedergabe der Natur, die Struktur der Oberflächenbehandlung, die satte Fülle der Farben ergibt Einordnung in die Zeit und zugleich persönliche Note.

Der Krieg bedeutete gewaltsame Unterbrechung. Die Heirat und Übersiedlung nach Seitendorf ließ auf sechs Jahre — schwere Jahre des Kampfes um die Existenz der Familie und ihres Besitzes von 1921 bis 1927 — alles künstlerische Schaffen ruhen. Aber nicht brach liegen und

Rudolf Hacke: Das weiße Tuch



verwachsen — dafür spricht der plötzliche Durchbruch seit 1927, der fast ohne Anknüpfung an die eigene Vergangenheit mit Ausnahme des technischen Könnens einen neuen Weg suchte.

Man könnte gerade bei diesem Künstler von einer schöpferischen Pause sprechen, wertet man das Werk von früher gegen das von heute. Hacke hat dabei eine Etappe gleichsam übersprungen, die fast bei allen Künstlern seiner Generation sehr wesentlich war. Den Expressionismus findet man bei ihm nicht. Krieg und Nachkriegszeit zwang den Menschen zum Handeln ohne künstlerischen Reflex. Darauf beruht viel seiner heutigen künstlerischen Einstellung.

Das, was bei Hackes Bildern besticht, ist die optische Sicherheit. Seine Porträts sind in erster Linie eine bewußte Sichtbarmachung der Linien und Farben des Modells und der Situation. Insofern ist es begreiflich, daß ihm das Stilleben besonders wichtig ist, denn in ihm kann die kompositionelle Situation im formalen Auswägen und farbigen Abstimmen noch eigenmächtiger und überlegter durchgeführt werden als im Porträt. Das ist aber auch der Grund, weshalb seine Porträts nach der Seite des Ähnlichen befriedigen, ohne im trivialen Sinne klischiert zu sein. Seine letzten Landschaften ergänzen diese Grundtendenz seines Schaffens, unterstützt durch die Wesensart der das Katzbachtal bei Kauffung rahmenden Berge und Dörfer. Es ist eine der schönsten Formationen in Schlesien, kontrastreich im Aufbau und gesättigt von Farben. Ein so packender Augeneindruck mußte in einem dafür prädestinierten Künstler einen unbedingt überzeugenden Niederschlag finden.

Rudolf Hacke: Frau im Wochenendhaus



Hackes technisches Können bedeutet eine zuverlässige Unterstützung seines Wollens. Zur Überlegtheit des Bildaufbaus kommt die Überlegtheit der Mittel. Die lange Pause im Schaffen hat ihn sehr sparsam, fast knapp werden lassen, ein großer Vorteil des ausgereiften Künstlers. Beides, technische Sicherheit und künstlerische Vereinfachung, bedingen eine klare Seinsform — die weniger beteiligt als entspannt, die vielleicht etwas kühl läßt, aber in der Harmonie befriedigt. Es wäre falsch, in Hackes Bildern „neue Sachlichkeit“ zu sehen — auch wenn er viel und gern Kakteen und Klyvien malt—, dazu überwiegt die optische Ebene gegenüber der magischen zu stark. Das findet man bestätigt, wenn man seine Aquarelle neben seine Ölbilder stellt. Die größere Freiheit der technischen Möglichkeiten bedingt jene Lockerung, die gleichsam einen Blick hinter die Kulissen gestattet. Und da zeigt sich eine geradezu erstaunliche Beherrschung der Umwelt in der Wahl der Ausschnitte, in der Intensität der Stimmung und der Verschmelzung der Farbklänge.

Die drei Abbildungen „Frau im Wochenendhaus“, „Das weiße Tuch“ und „Der Dorfladen“ vermögen das mit dem Wort angedeutete erst voll auszusprechen. Sie sind typische Formulierungen eines Künstlers, der in der Bejahung des Sichtbaren sein künstlerisches Recht sieht und in der Sicherheit des Könnens den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt. Und weil sich diese Tendenz des Werkes auch als die Tendenz des Menschen Rudolf Hacke erweist, ist sie nicht nur Berechtigung, sondern Notwendigkeit.

# Aus Emil Jannings schlesischen Jugentagen

## Von Munkepunke

Unter dem Titel „100% Jannings“ erschien im Prismenverlag Hamburg-Berlin eine von Munkepunke flott und lebendig erzählte Lebensgeschichte von Emil Jannings. Wir entnehmen ihr mit freundlicher Erlaubnis des Verlages die Schilderung eines Aufenthaltes in Görlitz, wohin der junge Jannings, nach einem Jahr Schiffsjunge, zur Mutter zurückkehrt, um unter dem Namen „Baumann“ sein erstes Engagement als Schauspieler ohne Gage zu finden.

Nach einem geschlagenen Jahr gibt es auf dieser Flohkiste von Schiff Urlaub mit der Parole: Görlitz. Emil fällt seiner Mutter in die Arme. Er widerruft seine glückstrahlenden Briefe. Er erzählt die Wahrheit. Jedes Seemannsleben hat für ihn die bescheidenste Romantik verloren. Nur nicht zurück nach Hamburg!

„Ja, was soll denn aber nun aus dir werden? Willst du wieder auf die Schule?“ fragt die Mutter ängstlich und denkt an ihre beiden anderen Jungen, die so brav alle Klassen erledigen.

„Ich will zum Theater!“ beharrt Emil und besucht eine Stunde später seinen Freund Walter Werner, der gegenüber vom Stadttheater in der Destillation von Friedländer als Lehrling tätig ist und kaum mit dem Kopf über die Theke ragt.

Hier ist etwas los! Denn da kommen die Theaterarbeiter, Logenschließer und Theaterdiener und holen sich ihren Schnaps und erzählen Kulissengeheimnisse so interessant und so verlockend. Kein Wunder, daß auch Werner längst den sehnlichsten Wunsch in seiner Brust trägt, ebenfalls Schauspieler zu werden. Die Freunde sind sich einig wie nie; all das, was Emil da in der Fremde erlebte, muß nun auch als so etwas wie Theater erscheinen, selbst wenn es der ehemalige Schiffsjunge nicht wahr haben will.

Die teuren Theaterbilletts — woher soll man das Geld nehmen? Da weiß Werner einen Rat: Er füllt den Leuten vom „Bau“, um deren Freundschaft er wirbt, für 20 Pfennige die ganze Pulle mit Kirsch und Rum. Dafür wird er abends heimlich gratis und franko ins Theater gelassen, daß es den Emil mit blassem Neid befällt.

Der streicht indessen finster um das Theater herum, sieht in jedem Statisten ein gottähnliches Wesen, lauscht auf alle Geräusche, die aus dem Tempel der Musen kommen, und vor allen Dingen auf den losbrechenden Beifall. Diese dunklen Büsche da — das ist die Bestie Publikum, die jetzt entfesselt ist, die ihr Opfer haben will: den tief sich verneigenden Schauspieler. Und ergriffen und erschöpft verneigt sich Emil vor den dunklen Büschen — immer und immer wieder.

Heute morgen hat einer seiner Brüder sehr verächtlich von den Schauspielern gesprochen. Ha! Mit hoch erhobenem Haupt ist der ältere Bruder über solch bürgerliche Weltanschauung hinweggeschritten. „Mach Platz, oder mein Roß geht über dich hinweg!“ Diese Worte Geßlers zittern in seinem Herzen. Beherrschung! Beherrschung! 's ist ein Ziel, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. „Sterben — schlafen — schlafen! Vielleicht auch träumen . . .“

Am übernächsten Tag hat es Walter Werner, kraft seines üppigen Schnapsausschanks geschafft: abends den Freund mit in das Theater einschmuggeln zu dürfen. Emil ist in die Gemeinde aufgenommen. Jeder muß es ihm auf der Straße ansehen — meint er. Nun gilt es, die leise angespannten diplomatischen Beziehungen zu den Theaterarbeitern und Logenschließern weiter auszubauen durch das Opfer von Zigarren und jeglichem Taschengeld. Aber — all das genügt

schließlich nicht allein; die Mutter, die gute Mutter, die am Ende ja doch nicht nein sagen kann, muß wie eine Festung mit immer wiederholten Bitten berannt werden: zum Herrn Direktor Anton Hartmann zu gehen und bei jenem für den Sohn die Genehmigung durchzusetzen: Volontär am Stadttheater Görlitz zu sein; und Werners Mutter muß dasselbe tun — Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!

Mein Jahrhundert hebt an! Engagiert als Volontär — ohne Gage. Statisterie und Volksgemurmel: Rhabarber und Rhabarber — sagt nicht: daß so etwas überflüssig sei! Die Räuber — das sind nicht bloß Karl und Franz, sondern die räuberische Kumpanei um die beiden herum mit viel, sehr viel Rhabarber! Das erst schafft die große Stimmungsmache, in den böhmischen Wäldern das psychische Milieu, aus dem man schon einmal als einzelner strahlend herauspringen wird.

Freilich nicht als Emil Jannings — das hätte die gute Mutter nie zugegeben, daß der bürgerliche Name ihres Sohnes auf dem Theaterzettel geprangt hätte. Da mußte, gar sehr zum Schmerze Emils, ein Pseudonym, ein schlichtestes, erfunden werden: das eines gewissen Herrn Baumann. Das Jahrhundert eines Herrn Baumann! Schmerz, laß nach!

Die abendliche Promenade auf der Berliner Straße — wie absolviert man die? Altrot unter die Augen geschminkt, damit man ja älter und möglichst verlebt aussieht, einen Plastron um den ganz hohen Kragen, im langen Gehrock, fast bis über die Waden herunter, zigarettenrauchend. Man schreibt irgendeinen September. Es ist lange genug von den Dioskuren rhabarbert worden. Matkowsky, der große Adalbert, wird von Berlin nach Görlitz kommen und als „Faust“ gastieren; aber ebenso wichtig ist es: daß Herr Baumann auf dem Osterspaziergang den ersten Bürger sprechen wird — ausgerechnet einen Bürger, der da anhebt:

„Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!

Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.“

Und Walter Werner würde der andere Bürger sein mit diesem schönen Bekenntnis:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,

Als ein Gespräch von Krieg und Kriegeschrei.“

Das alles würde am 24. September sein — zusammen mit Matkowsky. Das Kommen des Schahs von Persien konnte nicht so fieberhaft erwartet werden. Wie viele Tage waren es denn bloß noch bis dahin? Da mußte ja verflixt gelernt werden! Und erprobt — zu Hause!

„Nein, er gefällt mir nicht —“

O Gott, o Gott — wie viele verschiedene Möglichkeiten barg schon dieses erste „Nein“!

Da hatte vorweg der erste Schüler zu sagen:

„Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,

Wird Sonntags dich am besten karessieren.“

Das war sozusagen ein durchaus lyrisches Bekenntnis, dem entschieden ein hochdramatischer Ton entgegengesetzt werden mußte — das stand für Herrn Baumann fest.

„N—e—i—n!“ Wie eine knallende Feuerwerksgarbe mußte dieses Wort lospreschen, daß die Zuhörer im Parkett von ihren Sitzen flogen und zitternd auf dem Theaterzettel nach dem Namen dessen suchten, der über solch schneidendes Schwert des Wortes verfügte!

„Ach — ein Herr Baumann! Man wird sich diesen Namen neben Matkowsky merken müssen!“

Zweifel kamen dem großen Verneiner auf, der das ganze Haus durchraste und alle Modulationen

dieses Schreis — jawohl, ein Schrei hatte es ganz bestimmt zu sein, der endlich befreite Schrei eines armen geknechteten Bürgers! — peinlichst genau durchging. Drei ganze kurze Wochen lang, die den Tag der Faust-Aufführung beängstigend schnell heranschoben. Drei ganze lange Wochen lang! stellte die geplagte Familie Jannings fest und vermeinte, schon Risse in der einen Zimmerwand zu erspähen. Das konnte ja aber auch keine Mauer auf die Dauer aushalten! Und als dann auf der ersten Probe der Bürger Baumann sein so brillant exerziertes „Nein!“ bis in die Soffitten hinaufschleuderte — da wackelten die Kulissen, da duckte sich der Souffleur, da schoß der Herr Direktor hoch, ebenfalls bis beinahe in die Soffitten.

„N—e—i—n—!, so geht das denn doch nicht, Baumann!“, war Herr Anton Hartmann entsetzt und ward sozusagen zum Weichmann. „Bedenken Sie: Sie gehen mit einem guten Bekannten am Ostermorgen spazieren! Sie erzählen sich etwas. Sie geben eine persönliche Meinung von sich. Etwa so — etwas ärgerlich vielleicht — ganz unauffällig und ohne jedes Pathos . . .“

Von diesem Tage an schlich ein unheimlich flüsternder Bürger Baumann durch das Haus Jannings. Die Risse in der Wand konnten sich wieder schließen — wie mild verbindender Mörtel wirkte dieses Flüstern, das mit einem mißmutigen „Nein“ anhub und in viele „Neins“ verwimmerte — von einem, dem vom vielen Steuerzahlen schon ganz schwächlich geworden ist.

Der 24. September ist's im Görlitzer Stadttheater. In den Garderoben beben die Herzen, indessen sich die glühenden Gesichter viertelstundenlang mit zitternden Händen anschminken lassen, diesen Ton verwerfen, verlegen sind, ob sie jenen oder einen ganz anderen vielleicht bevorzugen sollen. Ein tadellos neuer, überaus reich assortierter Schminkkasten steht vor Emil Jannings bzw. vor Herrn Baumann. Der so gar nicht mit seiner Schminkerei zufrieden ist. Ach, Bürger können doch so sehr verschieden aussehen — das wird ihm erst jetzt klar.

Sechs Uhr dreißig! Und um sieben Uhr soll die Vorstellung beginnen. Das Haus ist ausverkauft. Wo aber bleibt Adalbert Matkowsky? Mit dem Nachmittagsschnellzug ist er nicht gekommen! Abtelegraphiert hat er auch nicht.

„Auf jeden Fall fängt die Vorstellung eine halbe Stunde später an. Da wird eben die Musik spielen! Unser Publikum ist gut erzogen und geduldig. Um sieben Uhr zwanzig kommt noch ein Personenzug aus Berlin. Da werde ich einen Wagen an die Bahn schicken und Sie, mein Lieber, holen den Meister ab!“

Die verschiedensten Hände ringen sich verzweifelt.

Der Personenzug trudelt ein. Nur wenige Reisende steigen aus, ganz zuletzt etwas mit einem großen Schlapphut und im wild wehenden Havelock — ja, das ist er, das kann nur der große Adalbert sein!

Natürlich hat er in Berlin den Zug versäumt! Das kann doch jedem Menschen passieren, besonders einem, der die Nacht zuvor im Keller von Lutter und Wegner der Burgunderflaschen mehreren den Garaus gemacht hat! Gottlob, daß es sich von Berlin bis Görlitz im Personenzug so herrlich langsam tündelt, daß man seinen schönen Rausch so wunderbar ausschlafen darf, daß man wieder sehr vergnügt ist, daß man wieder große blaue Augen hat und ein Faust sein kann, wenn man auch Kostüm und Perücke in der Eile zu Hause liegen ließ. Die Stimme aber, dieses tiefe, rollende Organ — na? — Huck! Naaaaa? Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin und leider auch — Wie geschmiert wird das gehen!

„Soll sich nicht haben! Was? um sieben Uhr? Dann fangen wir eben um acht Uhr an oder gleich! Laßt getrost die edle Musika noch einen runterreißen! Nur — das geheimnisvolle Buch von Nostradamus' eigner Hand — liegt es auch hübsch an Ketten gefesselt, daß ich damit gehörig rasseln kann? Davon werde ich mich noch persönlich überzeugen. Was? Ach so — Schminke — Guten Abend, Direktor! Wir können von mir aus sogleich anfangen! Was warten wir denn noch? Ach so, Schminke! Ja, der Burgunder ist bei Lutter und Wegner noch immer ausgezeichnet! Ich grüße dich, du einzige Phiolo, die ich mit Andacht nun herunterhole! Das heißt — es waren ja vier oder fünf Phiolen. Von denen ich mir eine in die Garderobe jetzt erbitten möchte! Kinder, ich habe ja solchen Durst! Ich bin ein Mann von vielen Graden, der manchen guten Schluck getan! Für Görlitz ist dieses Gewand fast schon zu prächtig! Her damit! Und die Schminke —“

Eintritt Matkowsky in die Garderobe zu — na, zu wem wohl? — zu Herrn Baumann, der aufsteht und sich ehrerbietig verneigt.

Aus seinem neuen Schminkkasten will sich der große Kollege bedienen? Oh, da kann mit allen Farbentönen der edlen Maskerei aufgewartet werden!

„Na — junger Acher?“ Das ist Adalberts erstes Wort an den Emil. „Gib mir mal etwas Schminke!“

Herr Baumann ist keines Wortes fähig. Er harrt in stummer Ergebenheit.

Eins — zwei — drei — greifen Matkowskys Hände in die Schminke, sind schnellstes Verreiben, sind schon fertig. Ein Blick in den Spiegel. Los!

Ja — Nostradamus geheimnisvolles Buch liegt an festen rasselnden Ketten! Los! Vorhang!

Herr Baumann steht in der Kulisse, neben ihm sein Freund Werner. Gott — diese Sprache und dieses Spiel! Und wieviel Flaschen Burgunder hat dieser Faust gestern nacht in sich laufen lassen? Was — Schon der zweite Monolog vorbei? Der Osterspaziergang folgt?

„Wo sind die Bürger, die beiden Bürger? Ihr wißt euer Stichwort!“

Ein Wort, das stechen kann, so sehr stechen kann, daß es einem den ganzen Mund verschlägt! Das erfährt jetzt Herr Baumann, dem es in beiden Ohren wallt, wellt und wogt: „Sonntags dich am besten karessieren.“ Wie aus einer sehr weit entfernten Welt klingt das.

Die Kulisse bibbert. Das Licht flutet magisch durcheinander. Der Rücken, plötzlich so merkwürdig steif geworden, kriegt von hinten einen höchst energischen Stoß. Ja, ja, diesem armen Bürger ist wirklich vom vielen Steuerzahlen reichlich schwächlich geworden, so kräftig ihn Mutter Natur eigentlich ausgestattet hat.

Was ist mit dem Mund los? Die Zunge ist am Gaunem festgeklebt! Die Lippen gehen nicht auseinander? Was hat das so hart pochende Herz oben im Halse zu suchen, wohin's ja gar nicht gehört und wo es die Stimmbänder so heftig in den Magen herabknautscht? Eine Minute lang, zwei Minuten, drei Minuten. Ja — geht nur hübsch weiter spazieren, ihr anderen! Muß man denn immer reden beim Spaziergehen?

Was — mein Einsatz ist schon vorbei? Was fuchtelst denn der Direktor da in der Kulisse? Was sagt da der Werner? „Nichts Bessres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen . . .“ Geht mich ja gar nichts an! Wo habe ich denn bloß mein berühmtes Nein gelassen? Wo? Wo! Und der Werner zieht mich schon in die Kulisse ab?

Mutter Jannings mit ihren beiden anderen Söhnen wartet unten im Parkett ebenfalls auf ein ganz bestimmtes Nein, das aber an kein Ohr kommen will. Herr Baumann hat nicht nur sein Stichwort verpaßt, ist nicht nur steckengeblieben, sondern blieb vollends stumm.

Die ganze Vorstellung geschmissen! Talentloser Mensch? Wer sagt das? Woher kommt diese so ganz unklassische Stimme? Aus dem Munde des Direktors!

Mutter Jannings im Parkett denkt selig; wie gut, daß ich darauf bestand: sich Baumann zu nennen! Unser guter Name wurde nicht angetastet!

Bürger Baumann hat stiere Augen gekriegt, die glanzlos nach innen sehen. Er begreift: das Leben ist zu Ende! Und wenn es nicht zu Ende ist, muß man ihm schleunigst mit Gewalt ein Ende bereiten! Nur schnell nach Hause! Alle Worte Matkowskys springen ihn feindlich an. Blicke der Kollegen sind schmerzliche Peitschenhiebe. Fort, fort! Werner, der liebe, gute Werner strahlt, entrückt in elysäische Gefilde. Tadellos hat er seine Sätze gesagt. Er ist neben Matkowsky der Held des Tages. Er läßt sich zu Tröstungsversuchen herab? Nach Hause, nach Hause!

Als die Mutter nach einigen Stunden in die Wohnung tritt, findet sie Emils Zimmertür verschlossen. Sie lauscht. Weinen? Schluchzen? Und das Abendbrot hat er auch nicht angerührt? „Emil — iß doch wenigstens etwas!“ Dieser Aufforderung hat doch der Junge stets sogleich Folge geleistet! Heute nicht? Wenn damit der ganze holde Traum der Bühnenlaufbahn zerstoßen wäre . . . Dann soll dieses Mißgeschick des großen Lampenfiebers gesegnet sein. „Emil! Emil!“

Jetzt ist es in dessen Zimmer ganz still geworden. Kein Atmen hört man. Der Junge wird doch keine Dummheiten machen? „Emil!“

### **Fatales Zerwürfnis**

**Er hat mich wochenlang nicht angeläutet,  
Zwar ist er weder Freund mir, noch mein Mann,  
Weshalb er auch für mich viel mehr bedeutet,  
Auf seinen Anruf kommt es wirklich an. —**

**Er ist der Mann, der nie Dich wird begehren,  
Und dennoch weiß man, daß man ihm gefällt.  
Man lebt mit ihm, weiß Gott in allen Ehren,  
Was keiner, außer Dir für möglich hält. —**

**Er ist so eine Art von Seelenkrücke,  
Der wicht'ge Dinge gern für uns erwägt,  
Man geht beständig über eine Brücke,  
Und er versichert, daß die Brücke trägt. —**

**Was nützen Siege uns, die wir erreichten,  
Wenn niemand ist, der dem Berichte lauscht?  
Maßgebend ist der Mann, dem wir es beichten —  
Er kritisiert, — denn er ist nicht berauscht. —**

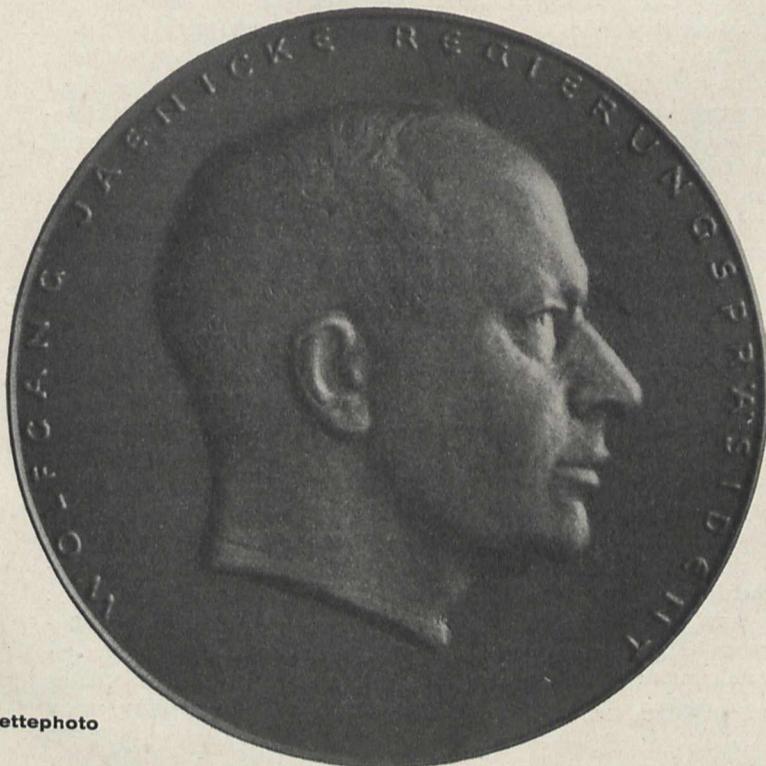
**Ob ich ihn anzurufen endlich wage?  
Gefährlich, nicht recht sicher scheint die Welt.  
Geländerlose Treppen sind die Tage, —  
Man fühlt sich gräßlich auf sich selbst gestellt.**

Lessie Sachs

## Neue Arbeiten von Theodor von Gosen



Schmerzensmann von der Breslauer  
Bernhardinkirche (Teilstück) Bronze 1930



Medaille des früheren  
Breslauer, jetzt Potsdamer  
Regierungspräsidenten  
Dr. Wolfgang Jaenicke

Klettephoto

---

# RUNDSCHAU

---

## Musik

Die Spielzeit ist noch nicht zu Ende. Trotzdem ist es nicht zu früh, an künftige Notwendigkeiten und Möglichkeiten zu denken. Auszugehen hat man von den Situationen in der Oper, in der Philharmonie, in den Chorvereinigungen, im musikalischen Rundfunk und in dem von den Konzertdirektionen geleiteten Musikbetriebe. Die Breslauer Oper hat im vergangenen Winter mit energischem Einsatz der vorhandenen Kräfte gearbeitet. Das Fleißzeugnis fällt glänzend aus. Eine Reihe von Erfolgen, die sich auch in einer Steigerung des Besuchs der Vorstellungen auswirkten, war das Ergebnis des anerkennenswerten Eifers. Bei Mißerfolgen, die sich überall einstellen, hat die Kritik zu unterscheiden, ob sie auf die aufgeführten Werke, auf eine verfehlte Aufführungsidee, auf falschen Einsatz oder auf unzureichende Mittel zurückzuführen sind. Wir haben bei der Besprechung der einzelnen Vorstellungen diese Unterscheidungen gemacht. In bezug auf Erst- und Uraufführungen lassen sich Richtlinien nur andeuten. Urteilsfähige Bühnenvorstände und Kenntnis des Bühnenleiters von der Leistungsfähigkeit des Ensembles und der Struktur des Publikums muß man voraussetzen. Alles übrige ist unberechenbar, den schwer zu erforschenden, fast nur instinktmäßig zu erfassenden Gesetzen des Theaters untertan. Hier versagt sogar die sonst als belehrendes Moment hocheinzuschätzende Erfahrung. Bei der gegenwärtigen Schichtung des Opernpublikums scheinen Werke, die stofflich dem Anschauungskreise der Hörer naheliegen, die stärkste Aussicht auf Erfolg zu haben. Diese Vermutung darf allerdings nicht dazu verleiten, Werke zu aktualisieren. Damit hebt man ihren Sinn auf, tötet ihren Geist und verletzt grundlegende Kunstgesetze. Auf solchen Abwegen möchten wir unsre Oper in der künftigen Spielzeit nicht sehen, auch wenn es sich nur um eine Operette handelt. Die Frage, ob man in der gegenwärtigen von finanziellen Erwägungen beherrschten Lage künstlerische Experimente wagen darf, d. h. Werke zur Aufführung bringt, deren Inhalte und Formen teils anerkannt, teils abgelehnt werden, wird vielfach verneint. Ich stehe auf entgegengesetztem Standpunkte. Wo Worte überhaupt vorhanden sind, soll man sie zu enthüllen versuchen. Wir wollen doch nicht ein Theaterpublikum erziehen, das einfach an die Tradition angeschlossen ist, das gläubig übernimmt, was der früheren Generation lieb und wert war. Die sich ergebenden Reibungen sind Geburtswehen, sind Naturhaftigkeiten. Auf das neue Leben, das an den Tag will, kommt es an. Man vergeht sich auch gegen die künstlerischen Kräfte des Theaters, wenn man sie nicht — im schlimmsten Falle sogar gegen ihren Willen — vor neue Aufgaben

stellt. Das Theater von heute kann ohne elastische Kräfte nicht auskommen. Ich halte es deshalb für falsch daß man die geplante „Wozzek“-Aufführung abgesetzt hat. Für doppelt falsch, wenn andre als künstlerische Bedenken den Verzicht verschuldeten.

Im Opernhause finden jetzt häufig Anstellungsspiele statt. Da wir noch nicht wissen, wer von den gegenwärtig angestellten Mitgliedern des Ensembles ausscheidet, bleibt uns der Sinn mancher Gastspiele verschlossen. Uns interessiert in der Hauptsache folgendes: Wer singt in der nächsten Spielzeit die hochdramatischen Sopranpartien, wer vertritt das Fach der repräsentativen Koloratursängerin, wer die lyrischen Tenorpartien? Ferner: Bleiben uns die wertvollsten Kräfte erhalten? Tritt kein weiterer Abbau bei unserm jetzt so vorzüglichem Chore ein? Endlich: Wird man der „Jungen Bühne“ neue Impulse geben? Die Möglichkeit besteht.

Der Philharmonie soll es finanziell schlecht gehen. Eine stärkere Anspannung der Musiker ist, wie Informationen besagen, nicht möglich. Bleibt nur übrig, zu überlegen, wie die Veranstaltungen der Philharmonie einträglicher gestaltet werden können. Gegen die Leistungen des Orchesters lassen sich keine ins Gewicht fallende Einwendungen erheben. Wenn also der Besuch der Konzerte zu wünschen übrig läßt, dann kann es daran liegen, daß Programme oder Solisten nicht genug ziehen oder daß überhaupt zu viel Konzerte stattfinden. Man hat eben nicht mehr so viel Publikum wie früher. Auffällig ist, daß gerade der Besuch der Volkssymphoniekonzerte nachgelassen hat, obwohl sie sich in den Programmen kaum von den Abonnementkonzerten unterscheiden. Freilich, die Solisten sind nicht ganz von gleichem Rang. Aber ist das wirklich nötig? Ist es nötig und richtig die Programme der beiden, in ihrer Bestimmung doch ganz verschiedenen Konzertgattungen fast völlig gleichartig zu gestalten? Je klarer die Konzerte in ihrer Anlage von einander unterschieden werden, um so leichter und zielbewußter läßt sich das Publikum für die beiden Konzertarten organisieren. Und darauf scheint es mir anzukommen: auf die Organisation des Publikums. Man müßte sich an alle kulturellen Gemeinschaften wenden, ihnen die Pläne für die deutlich unterschiedenen Konzertgruppen vorlegen und sie unter Anpassung an die Zahlungsfähigkeit ihrer Mitglieder zum Abonnement auffordern. Man würde dann auch von vornherein feststellen können, wieviel Konzerte möglich sind. Eine etwaige reduzierte Beschäftigung des Orchesters könnte durch Vergebung an konzertierende Chorvereinigungen zu

erschwinglichen Preisen — die jetzt geltenden sind viel zu hoch — wieder gehoben werden. Sorge bereitet uns die Breslauer Singakademie. Und zwar ist diese Sorge ausnahmsweise nicht finanzieller Art. Nein, es geht um ihre künstlerischen Aufgaben. Die Breslauer Singakademie, die über hundert Jahre die Meisterwerke würdig gepflegt dem Neuen wegbereitend entgegenkam, ist durch die übermäßig enge Verbindung mit der Philharmonie in eine Abhängigkeit geraten, die sie in bezug auf die Pflege von Neuheiten einfach lahmlegt. Dieser Zustand ist unwürdig und bedarf der sorgförtigen Umstellung. Wir erwarten sie von der neuen Spielzeit.

Die übrigen Chorvereine Breslaus — Männer-, Frauen- und gemischte Chöre — haben im vergangenen Winter fleißige und erfolgreiche Arbeit, ganz nach ihrem Willen und Vermögen leisten können. Wenig dringt in Breslau — weniger als in anderen Großstädten — von der Arbeit der Jugendsinge- und spielkreise an die Öffentlichkeit. Wir meinen damit nicht, daß diese Vereinigungen öffentlicher Konzerte geben sollen, dazu sind sie nicht da, aber man möchte sie bei gewissen Gelegenheiten, z. B. an Volksfeiertagen da und dort singen hören. In einer Zeit, in der man mit Recht über das katastrophale Zurückgehen der Haus- und Liebhabermusik klagt, würde das Beispiel der Jugend anregend wirken. Man würde auch sehen, auf was für Wegen sie schreitet, ob sie etwa bloß den Alten nachzwitchert, sondern zielbewußt und selbständig handelt. Von den Darbietungen des musikalischen Rundfunks fällt eigentlich nur das unter die Fachkritik, was spezifisch funkisch ist. Der Rundfunk muß z. B. — und wird es wahrscheinlich noch lange tun müssen — Musik bieten, die man ebensogut an andern Orten hören kann. Trotzdem geht die Entwicklung, von Fachleuten und Hörern vorwärtsgetrieben, dahin, eine spezifische Funkmusik zu schaffen. Es handelt sich dabei nicht so sehr um inhaltliche als um akustische Probleme, die natürlich die Inhalte beeinflussen werden. Es wird sich Gelegenheit bieten, die Bemühungen des Breslauer Senders um den neuen Stil zu besprechen. Man soll es nicht nach den ersten Versuchen tun.

Mit der Organisation der Solisten- und Kammerkonzerte durch die Breslauer Konzertdirektionen kann

man im vollen Umfange einverstanden sein. Es wird weniger geboten als früher, dafür ist das Gebotene fast ausnahmslos wertvoll.

An Einzelereignissen im Musikleben der letzten Wochen seien erwähnt: Die Neuinszenierung des „Parsifal“, die Aufführung der Operette „Gasperone“, Aufführungen der „Matthäuspension“ und die Konzerte des Gesangsvereins Breslauer Lehrer und des Plüddemannschen Frauenchors. An der Neuaufmachung des „Parsifal“ interessierten die Allgemeinheit am meisten die Bühnenbilder Neher's. Man hatte mehr erwartet, mehr musikalische Inspiration, mehr dichterische Tiefe, mehr malerische Kraft. Das Ganze sah nach Theaterkundigkeit aus, vielleicht wirkte auch die handwerkliche Ausführung der Entwürfe stärker durch als die Idee der Entwürfe selbst. Einen Vorzug besaßen sie: sie ließen den szenischen Intentionen Hartmanns Spielraum. Regiemäßig war die frühere Parsifalaufführung erstarrt. Hartmann gab ihr wieder Leben. Die ästhetisch abgewogene musikalische Wiedergabe unter Schmidt-Belden befriedigte sehr. Unter den solistischen Leistungen stand die von Andra-Gurnemanz obenan. Lobenswert der Klingsor Rudows. Gasparone ist eine hübsche alte Operette, die aber heute nicht mehr recht interessiert. Wirkungsvolle Leistungen boten Frau Reitzner und Herr Wilhelmi. Mit der Aufführung der „Matthäuspension“ in der Magdalenenkirche durch Kantor Zeggert wurde eine lange überhörte Forderung, das Werk seiner liturgischen Bestimmung zurückzugeben, erfüllt. Die Passion wurde schlechter Tradition gemäß auch im Konzertsaal aufgeführt. Ohne der Aufführung durch die Singakademie, was das Technische anlangt, etwas Übles nachsagen zu wollen, die rechte Feierlichkeit weckt sie nicht. Ein Erleben der Passion ist nur an dem Ort möglich, für den sie gedacht ist.

Ein durch wertvolle Neuheiten musikalisch wie klanglich ideale Darstellungen fesselndes Konzert veranstaltete der Plüddemannsche Frauenchor. In dem Konzert des Gesangsvereins Breslauer Lehrer gab es in beifallswürdiger Weise unter Aumanns Leitung Männer-, Frauen- und gemischte Chöre zu hören. In Bezug auf die technische Ausführung standen die Frauenchöre am höchsten. Rudolf Bilke.

## Theater

### Ein neues Stadttheater in Grünberg

In unseren für alle Kunst besonders schweren Tagen mag manch einem die Nachricht befremdlich geklungen haben, daß am 1. April die Stadt Grünberg ihr neues Stadttheater eröffnet hat. Die Geschichte dieses Theaters ist so eigenartig, und die Tatsache seines Entstehens so bedeutungsvoll nicht nur für die Stadt Grünberg selbst, sondern darüber hinaus für ganz Nord-Niederschlesien, daß sie auch an dieser Stelle eine Würdigung verdient.

Es muß zunächst des Versuches von Direktor Servas Lantin gedacht werden, der im Herbst des Jahres 1922 ein eigenes Theater in Grünberg eröffnete. Schon sehr bald erwies sich, daß die kleine Mittelstadt ein derartiges Unternehmen nicht tragen konnte; trotz größter Interessiertheit weiter Kreise reichte die Besucherzahl nicht aus, um einem festansässigen Theater die Durchführung eines geordneten Spielplanes zu ermöglichen. Ein Gutes jedoch hatte der

Versuch von Direktor Lantin: er führte zum Zusammenschluß der theaterfreundlichen Kreise Grünbergs in der Grünberger Volksbühne. In ihrem Zeichen stand die weitere Entwicklung des Theaterlebens. Nachdem man von einem Versuch, Gastspiele des Glogauer Stadttheaters zu vermitteln, sehr bald wieder abgekommen war, zog man zunächst das Ostdeutsche Landestheater und seit 1925 auch das Schlesische Landestheater zu Gastvorführungen heran. Durch die abwechselnden Spiele beider Bühnen erzielte man einen ungewöhnlich reichhaltigen Spielplan bei durchaus hochwertigen Aufführungen; die räumlichen Verhältnisse und die damit verbundenen Beleuchtungs- und Dekorationsfragen waren jedoch bisher denkbar ungünstig gelöst und alle Mittel, die zur wenigstens teilweisen Beseitigung der Mißstände aufgebracht wurden, konnten keine durchgreifende Besserung herbeiführen, solange nicht auch ein für die Aufführung geeigneter Raum geschaffen war.

Der tatkräftigen Führung des Grünberger Oberbürgermeisters Dr. Busse ist es in erster Linie zu danken, daß trotz schwerster Notlage nun in Grünberg ein neues Stadttheater entstanden ist. Er erkannte die große Bedeutung, die ein solches Theater gerade in Grünberg haben mußte, er erkannte, daß durch die Grenzziehung des Versailler Vertrages dem zur Grenzstadt gewordenen Orte ein kultureller Aufgaben- und Pflichtenkreis zugewiesen wurde, der nicht hoch und ernst genug gewertet werden kann. Die Erfahrungen, die durch die vorangegangenen Theaterjahre bereits gewonnen worden waren, zeichneten den Rahmen vor, in dem der neue Bau gehalten sein mußte. Von Anfang an stand fest, daß man auf ein eigenes, ständiges Theater verzichten müsse; auch über die für das Theater notwendige Größe konnte man sich bereits ein Urteil bilden. Trotzdem also der Plan frei von allem Experimentieren fest gegründet stand, ist es verständlich, daß er zunächst auf heftigsten Widerstand weiter Kreise stieß, und es hat harter Kämpfe bedurft, bis er sich durchsetzen konnte. Ihm zum Siege zu verhelfen, wäre wohl nicht möglich gewesen, wenn es nicht in außerordentlich geschickter Weise gelungen wäre, andere für die Stadt Grünberg äußerst wichtige Fragen mit ihm gleichzeitig zu lösen; es sei hier nur angedeutet, daß sich in demselben Gebäude auch der neue Stadtverordneten-Sitzungssaal, die neuen Räume der Sparkasse und die neue Lesehalle befinden, wodurch gleichzeitig deren

bisherige Unterkunftsräume für andere, dringende Zwecke frei wurden.

Auf die sehr interessante, einfache und geschmackvolle architektonische Gestaltung soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden; es sei nur erwähnt, daß der Theaterraum insgesamt für 723 Besucher Platz bietet. Man hat es absichtlich vermieden, Logen anzulegen, und ist bestrebt gewesen, möglichst jeden Platz gleichwertig zu gestalten, um so den Charakter eines wahren Volkstheaters zu wahren. Die Bühne selbst, 9 mal 12 Meter groß, mit ihren Nebeneinrichtungen wird, soweit die Mittel das erlauben, den modernsten Anforderungen gerecht.

Die Leitung des Hauses ist der Grünberger Volksbühne zu getreuen Händen übergeben, und nach all den Vorarbeiten, die die Volksbühne bereits geleistet und den Erfahrungen, die sie gesammelt hat, wird man diese Lösung als durchaus richtig und gerecht empfinden müssen. Irgendwelche politische Gesichtspunkte scheiden dabei völlig aus, zumal da die Grünberger Volksbühne selbst sich verpflichtet hat, ihre ebenso schöne wie schwere Aufgabe lediglich kulturell zu fassen. Beabsichtigt ist, neben Theatervorführungen der Grünberger Bevölkerung auch Konzerte, Vorträge und Filmvorführungen in der neuen Stadthalle zu vermitteln. Daß die Bedeutung des neuen Baues weit über Grünbergs Mauern hinausreicht und auch bereits richtig erkannt ist, bewies die außerordentlich rege Beteiligung auswärtiger Kreise am Einweihungstage; neben Vertretern der Regierung waren Abgesandte sehr vieler in der Nähe liegender Städte erschienen. Regierungspräsident Dr. Pöschel, dessen warme Anteilnahme an allen Dingen bekannt ist, die zu einer kulturellen Festigung der Ostgrenze führen können, schnitt dabei bereits die Frage an, ob sich nicht vielleicht auch ein Zusammengehen mit der Stadt Glogau ermöglichen ließe, sicherlich ein Gedanke, der aufgegriffen und erwogen zu werden verdient.

Als Eröffnungsvorstellung sah man eine Festvorstellung des schlesischen Landestheaters, das unter Dr. Karl Pempelforts kluger Leitung eine recht gute Aufführung von „Don Carlos“ bescherte. Es war ein verheißungsvoller Auftakt für das neue Theater, auf das nicht nur die Stadt Grünberg, sondern ganz Nord-Niederschlesien ein Anrecht hat, und das eine wahre Stätte deutscher Kultur werden wird.

M.-A. v. Schirmeister.

### Vom Oberschlesischen Landestheater

Das in Beuthen ansässige Oberschlesische Landestheater, das auch in diesem Jahre wieder in Gleiwitz und Hindenburg auf deutscher und in Königshütte und Kattowitz auf polnischer Seite gespielt hat, schließt mit Ausgang des Monats April seine Spielzeit ab. Soweit sich bisher überschauen läßt, wird der Etat, in dem 250 000 Mark Zuschuß stecken, ungefähr balanzieren, obwohl ziemlich starke Abschreibungen

gemacht worden sind. Die Eintrittspreise blieben im allgemeinen die gleichen wie im Vorjahre, nur bei einer Reihe von Opernvorstellungen wurden sie jeweils um einiges herabgesetzt, um den Versuch zu machen, den Besuch zu heben.

Es ist immer wieder erstaunlich, daß auf einer so schmalen wirtschaftlichen Grundlage, wie sie das Oberschlesische Landestheater hat, so außerordent-

lich gute künstlerische Leistungen erzielt werden können. Man hat sich beispielsweise in der Oper, nach der Eröffnung der Spielzeit mit „Carmen“, an so schwer aufzuführende Werke wie „Rheingold“ und „Boris Godunoff“ herangewagt, und, von notwendigen Einschränkungen abgesehen, die Vorstellungen sind durchweg gelungen. Freilich vermißt das anspruchsvollere Opernpublikum neben diesen gutgewollten großen Leistungen auch gutgekonnte mittlere Werke, frische Aufführungen einer Reihe von Spielopern und im ganzen einen erkennbaren Aufbau des Opern-Spielplanes, auch nach der Seite der Pflege der Modernen hin, die, das muß zugegeben werden, hier und da im Repertoire erscheinen.

Das Orchester bedarf einer rühmlichen Erwähnung, unter der Leitung seines Kapellmeisters Peter hat es sich mehrfach in den Dienst der modernen Musik gestellt, ohne Honoraransprüche zu erheben. Musikalische Morgenfeiern, im vergangenen Winter mehrfach erfolgreich durchgeführt, hatten in diesem Winter nur eine Aufführungszahl von 1 zu verzeichnen. Dafür hat das Orchester das Zustandekommen zweier Symphoniekonzerte ermöglicht und einige musikpädagogische Veranstaltungen zuwege gebracht, für die sich ein Stammpublikum zusammengefunden hat. Der Operettenspielplan hielt sich in den Grenzen aller deutschen Provinzbühnen. Er erhielt lediglich eine Belebung durch die Uraufführung einer lokal bedingten Operette: Textdichter, Komponist und Stoff gehören nach Oberschlesien. Es war „Der Page des Königs“, Text von G. Falk, Musik von Franz Kauf, beide aus Gleiwitz, und auch die Handlung, weniger historisch als dichterisch frei behandelt, spielt in der Stadt an der Klodnitz, der sogar ein Besuch von Fridericus Rex angedichtet wird. Der Erfolg der Aufführung war recht groß; erfreulich bleibt die Bekanntschaft mit der Musik Franz Kaufs. Überprovinzielles Format hat jedoch das Schauspiel, das seit drei Jahren unter der erzieherischen Leitung von Oberspielleiter Carl W. Burg steht. Hier ist ein Ensemble herangebildet worden, das sehr schöne, in sich abgerundete Aufführungen herausgebracht hat, musikalisch abgetönt, räumlich konzentriert und jeweils beziehungsreich in der farbigen Ausgestaltung von Dekorationen und Kostümen. Die Theatergeschichte von Oberschlesien verzeichnet es als ein

„Wunder“, daß in diesem Jahre ein Klassiker, Schillers „Tell“, nicht nur das meistaufgeführte Stück, sondern auch das mit den besten Kasseneinnahmen gewesen ist. Allerdings bedeutete dieser „Tell“ — in der Bearbeitung von Oberregisseur Burg — dessen Spielzeit zwei Stunden betrug, den absoluten Höhepunkt der Spielzeit. Mit dieser Aufführung hat das Oberschlesische Landestheater das Niveau erreicht, das es vor Jahren unter Barnay, Reusch und wieder unter Felber aufzuweisen hatte.

Der schöpferische Regisseur — das war es, was hier lange gefehlt hatte und was nun in der Person Carl W. Burgs beglückende künstlerische Wirklichkeit geworden ist (was wiederum auch im Einnahmeertrag segensreich spürbar wurde). Der Spielplan des Schauspielers hat im Berichtsjahre ein ausgezeichnetes Profil gehabt. Zu den wichtigsten Aufführungen gehören Hauptmanns „Weber“, Finkelnburgs „Amnestie“, Wedekinds „Musik“, Rollands „Spiel von Tod und Liebe“, Alsbach-Hesses „Voruntersuchung“, Brecht-Weills „Dreigroschenoper“ und zu Weihnachten die reizvoll beschwingte Aufführung von „Wie werde ich reich und glücklich“, in der der Chordirektor Kurt Gaebel sich als idealen Interpreten moderner Musik präsentieren konnte. Auch die anspruchsvollste Kritik hat diesem, mit sicherem künstlerischen Instinkt aufgebauten Spielplan ihre volle Zustimmung nicht verweigern können.

Die Qualität der schauspielerischen Leistungen des Oberschlesischen Landestheaters hat sich auch im Besuch der Vorstellungen bemerkbar gemacht. In Kattowitz hat sich in der vom Landestheater unabhängigen Deutschen Theatergemeinde die Schaffung eines besonderen Schauspielabonnements als notwendig erwiesen, um den Anforderungen des Publikums nach Schauspielvorstellungen gerecht zu werden. Die Oper dagegen spielt sehr oft vor gefährlich leeren Häusern. Königshütte erweist sich mit seinem einfacheren Publikum als der beste Abnehmer der Operette und des Schwanks. Und es erscheint wichtig, einmal auszusprechen, daß im Sinne der Deutschtschei-arbeit im zweisprachigen Grenzgebiet die Vorstellungen in dem akustisch miserablen, aber vom Publikum überfüllten Saale des Hotels Graf Reden in Königshütte von besonderer Wichtigkeit sind.

*Erhard Evers*

## Bildende Kunst

Am 12. April verschied im 64. Jahre der Kustos am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Professor Dr. Conrad Buchwald. Als er unter zahlreicher Beteiligung hiesiger kunstinteressierter Kreise bestattet wurde, sprach Prof. Hintze warmgefühlte Worte des Gedenkens an diesen bekannten Forscher, dem die schlesische Kunstgeschichte eine Reihe aufschlußreicher Veröffentlichungen dankt.

Der Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien verliert in dem Verstorbenen seinen langjährigen Schriftführer, die Schlesische Zeitung ihren Kunstreferenten. Auch die Schlesischen Monatshefte schließen sich der Zahl der Trauernden an. Als Buchwald vor Jahren im Auftrage des Kunstgewerbevereins die Zeitschrift „Schlesien“ herausgab, schuf er damit zum erstenmal den Typ der reich illu-

strierten Heimatzeitschrift, deren Weiterführung im modernen Sinne die Schlesischen Monatshefte bilden. So wandte er auch dieser neuen Gründung sein lebhaftes Interesse zu, stand ihr als Mitglied des Redaktionsausschusses zur Seite.

In seinem Museum unterstand ihm die Abteilung kirchlicher Altertümer und außerdem die reiche kunstgewerbliche Bibliothek. Bei den Sparmaßnahmen der Stadt steht zu fürchten, daß dieser Posten nicht wiederbesetzt wird. Das wäre außerordentlich bedauerlich, denn diese Bibliothek bedarf in ganz besonderem Maße einer eigenen Kraft, welche die ihr innewohnenden Möglichkeiten nicht nur weiterpflegt, sondern nach den Bedürfnissen der Gegenwart ausbaut. Berlin hat in seiner Staatlichen Kunstbibliothek auf der Prinz-Albrecht-Straße einen Leseraum, dem außer einer großen Bibliothek die wichtigsten in- und ausländischen Journale der Kunst und des Kunstgewerbes zur Verfügung stehen. Hier suchen alle, die mit der Kunst oder einem ihr benachbarten Gebiete zu tun haben, den Anschluß an die Probleme der Gegenwart, und so bildet dieses vielbesuchte Institut einen sehr wichtigen Stützpunkt für die Verbreitung eines frischen, gegenwartsfrohen Geschmacks. Eine solche Stätte könnte auch diese Breslauer Bibliothek werden, und man sollte ihr deshalb recht bald einen Leiter geben, der sie diesem Ziele zu nähern weiß. An jungen schlesischen Kräften dafür fehlt es gewiß nicht, und es gehört überdies zum Programm jeder gesunden Museumspolitik, nicht nur die aufgehäuften Schätze zu sichern und zu mehren, sondern auch einen geeigneten kunsthistorischen Nachwuchs heranzuziehen und ihn mit den nötigen Aufgaben zu betrauen.

\*

Im Museum der Bildenden Künste hat der Kustos Dr. Abramowski eine sehr sehenswerte Ausstellung von Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen des Malers Jankel Adler zustande gebracht. Adler, der um 1895 in Lodz geboren ist und heute in Düsseldorf lebt, ist ein Künstler von hervorragendem Können. Seine Bilder sind ebenso straff und prägnant in der Zeichnung wie sie feinfühlig im Zusammenklang ihrer gedämpften Farben erscheinen. Adlers Gestaltenwelt ist zumeist den einfachen Menschen seiner polnischen Heimat entnommen, aber die künstlerische Sprache weiß diesen schlichten Gestalten eine monumentale



Aus der Ausstellung im Museum der bild. Künste

Jankel Adler: Griechin (1929)

Größe zu geben. Alles an dieser Kunst ist sicher und klar, ein Sitzen oder Stehen von so statuarischer Gehaltenheit, daß man dem Maler gern einmal bei der Ausmalung großer Wandflächen begegnen würde, denn im Fresko würde diese Kunst ihre natürliche Stätte finden.

Franz Landsberger.

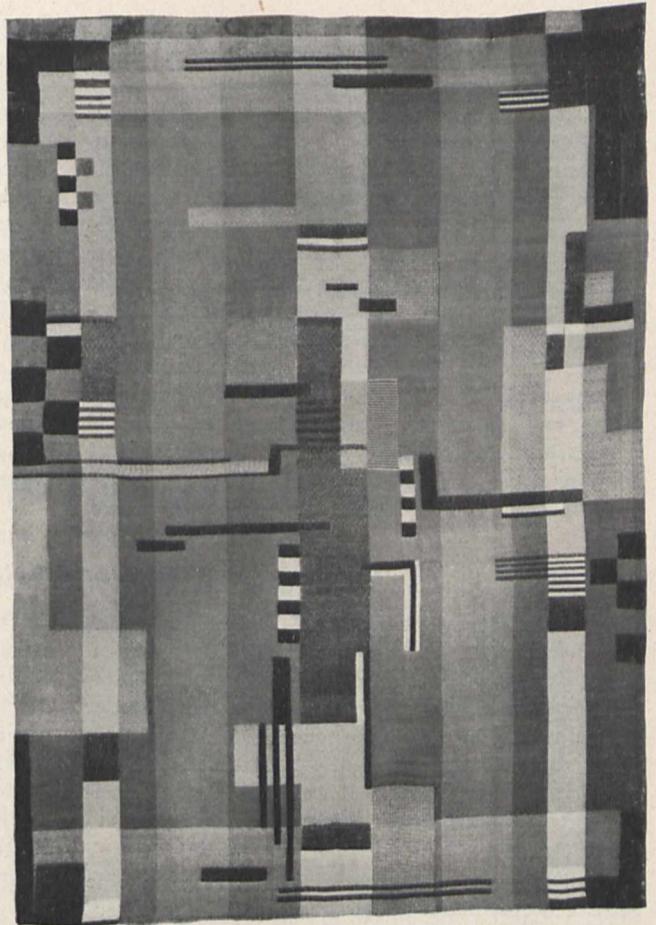
### Ausstellung von Neuerwerbungen der städtischen Kunstsammlungen im Kunstgewerbe-Museum

Wenn es den städtischen Kunstsammlungen trotz des seit 1930 völlig gestrichenen Ankaufsetats doch noch gelungen ist, eine recht stattliche Anzahl von Neuerwerbungen auszustellen, so ist dies einmal damit zu erklären, daß zwei Jahre, 1929 und 1930, hier zusammengenommen sind, und daß insbesondere die alten Stiftungsfonds hochherziger Kunstfreunde sich — wenn auch stark durch die Inflation zusammen-

geschrumpft — als Retter aus der Not segensreich auswirken. Es sind dies die Stiftungen Joseph Epstein, Wilhelm Grempler, Hugo Milch, Gustav und Auguste Rabe, Arnold Schottländer.

Auch außerhalb dieser Fonds sind der Opferwilligkeit eines Privaten zwei der wertvollsten Neuerwerbungen zu danken, das ausgezeichnete, farbig besonders delikate Bild des Ministers Freiherrn von Heinitz, des

**Neuerwerbung  
des Schlesischen Museums für  
Kunstgewerbe und Altertümer**



**Wandbehang aus Wolle und Chenille  
Entwurf Oskar Moll, Ausführung Li Vinecky-Thorn**

Organisators der oberschlesischen Montanindustrie, von dem jungen Anton Graff um 1770, und ein silbervergoldeter Teekessel, eine gute Arbeit des Breslauer Goldschmieds Gottfried Heyner, um 1693. Der Ankauf dieser beiden für das Museum besonders wichtigen Stücke wäre ohne die namhaften Geldspenden des Herrn Max Silberberg, Breslau, nicht möglich gewesen.

Die Beziehung zur Kultur und Geschichte der schlesischen Heimat ist im allgemeinen der für den Erwerb leitende Gesichtspunkt gewesen. Es sei zusammenfassend auf die einzelnen Gruppen hingewiesen. Die kirchliche Holzschnitzerei ist mit der köstlichen Buchsbaum-Statuette einer Immaculata vertreten, die mit großer Sicherheit einem der bedeutendsten Bildhauer des schlesischen Barock, Anton Jörg, der in Kamenz, Habelschwerdt, Leobschütz, Neisse, gearbeitet hat, zuzuweisen ist.

Die Goldschmiedearbeiten sind ausnahmslos Schöpfungen von Breslauer Goldschmieden, darunter ein Becher Okruschs, der, wie übrigens der vorhin erwähnte Heyner auch, unter den Ahnen Adolph von Menzels zu finden ist.

Unter den Erwerbungen aus Glas sind neben den Renaissance-Nachahmungen venezianischen Glases hessischen Ursprungs solche der Josephinenhütte aus dem 19. Jahrhundert vertreten. Das Schloß Höffgen bei Breslau finden wir auf einem schlesischen Rokoko-Pokal eingeschnitten.

Die Arbeiten aus Porzellan und Proskauer Fayence sind aufs engste mit der Kultur und Geschichte der Heimat verknüpft. Der Breslauer Bürgermeister Hans Gottlieb von Bressler, der sich als „Hausmaler“ beschäftigte und von dem die Überdekoration auf drei neu erworbenen Tellern und einem Becher aus Meißener Porzellan stammt, ist der jüngste in dem Kleeblatt kunstfreudiger Breslauer Bürgermeister der Barockzeit: Haunold, Saebisch, Bressler. Auch Karl Ferdinand von Wolfsburg, der sich gleichfalls als Hausmaler auf Porzellan betätigte, und unter den Neuerwerbungen mit einem Becher mit Purpuralereidekor vertreten ist, entstammt einer alten Breslauer Ratsfamilie. In die Tage der Reichenbacher Konvention von 1790 führt uns ein mit Landschaften geziertes Kaffeeservice der Berliner Porzellanmanufaktur für zwei Personen, das man darum mit dem reizenden

Rokokonamen Tête-à-Tête bezeichnet. Der preußische Außenminister Graf von Hertzberg hat es einem seiner schlesischen Gastfreunde geschenkt.

Wenn der Eisenkunstguß als relativ zahlreich unter den Neuerwerbungen auffällt, so erklärt sich das damit, daß heute schöne und interessante Stücke, durch die unsere Sammlungen komplettiert werden konnten, spottbillig auf dem Kunstmarkte zu haben sind. Besonders schön ist die von Riese modellierte Büste Redens, dessen Name wie der seines Chefs Heinitz aufs engste mit dem oberschlesischen Bergbau verbunden ist. Als Herr auf Schloß Buchwald im Riesengebirge, in dessen Salon sich das geistige und künstlerische Schlesien ein Stelldichein gab, glänzt sein Name und der seiner Frau als Stern am Himmel schlesischer Geselligkeitskultur des Biedermeiers.

Es wäre noch mancherlei von den Neuerwerbungen zu berichten. Fast jedes Stück erweckt Erinnerungen

an Taten schlesischer Kultur. Nur das sei noch besonders hervorgehoben, daß es dem Museum neben diesem historischen Aufgabenkreis am Herzen lag, das moderne schlesische Kunsthandwerk durch Ankäufe zu fördern. Vor dem Kriege war dafür ein eigener Fonds, die „Kaiser Friedrich-Stiftung zur Förderung des schlesischen Kunstgewerbes“, ausgesetzt, der leider noch nicht wieder aktiv geworden ist, so daß man sich heute mit einigen wenigen Proben begnügen muß. Es wurden angekauft: Arbeiten aus der Textilkategorie der Breslauer Kunstakademie, Leitung Frau Li Winecky-Thorn, ein gespritzter Seidenschal und eine emaillierte Silberdose nach Entwürfen von Oskar Moll, ferner an Erzeugnissen der städtischen Kunstgewerbe- und Handwerkerschule: „Der Maurer“, ein Guß Vonkas, schließlich ein lederner Bucheinband Wagners.

Dr. E. Sch.

### Schlesier auf Berliner Frühjahrsausstellungen

Die Berliner Sezession hat ihrer diesjährigen Frühjahrsausstellung ein besonderes Gesicht gegeben. Unter dem Titel „Künstler unter sich“ sind Bilder und Plastiken vereinigt, die zeigen, wie die Künstler sich selbst und ihre Kollegen sehen. Als Hauptmotiv findet man bildende Künstler. Zahlreiche Selbstporträts sind ausgestellt. Mehrere haben sich gegenseitig gemalt. Prominente Schauspieler, Musiker und Schriftsteller runden den Überblick ab.

Im Stil der Malerei macht sich nun langsam eine gewisse Einheitlichkeit bemerkbar. Fast ist man versucht, von einem „Sezessionismus“ zu sprechen, der, zur Gegenständlichkeit zurückgekehrt, die besten Erlungenschaften des Expressionismus verarbeitet hat. Von Picasso und Braque ist da manches aufgenommen. Auch der Stil der Spätwerke Corinths, von dem zwei Proben gezeigt werden, hat vielerlei Anregungen hinterlassen. Freilich darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier nicht alle Kräfte vereint sind, die die bedeutenden Exponenten der heutigen Malerei stellen. Wenn z. B. die sogenannte „Sachlichkeit“ auf dieser Ausstellung nicht vertreten ist, so kann daraus nicht geschlossen werden, daß sie deshalb als überwunden zu gelten habe. Manchen mag auch das vorgeschriebene Thema von der Einsendung zurückgehalten haben.

Im allgemeinen läßt sich der besondere Stil, der hier zutage tritt und bestimmt eine wichtige Phase in der heutigen Malerei darstellt, durch die dunkle und harte, oft kalkartige Farbe analysieren, sowie durch die sehr gemäßigt nachexpressionistische Behandlung des Gegenständlichen, die hier zu hart kontrastierenden Konturen, dort zu weichen Übergängen schwellender Formen führt, beidemale aber unter lebhafter Ausnutzung der Licht- und Schatten-Gegensätze.

Von Schlesiern fällt besonders Eugen Spiro auf,

dessen „Ludwig Hardt liest Heine“ mit dem interessanten, durchgeistigten Gesicht in der lebhaften Bewegung der Hände und der starken Auswertung der Reflexe an die Bilder Daumiers erinnert. Noch gespenstischer wirkt sein Bild „Dr. Stiedry in der städtischen Oper“. Über die Notenblätter einiger Orchestermitglieder hinweg sieht man Stiedry am Dirigentenpult, die Arme in lebhafter Tätigkeit. Im Hintergrund tauchen über der breiten Barriere schemenhaft die Köpfe der ersten Reihe des Parketts auf. Es ist Spiro gelungen, bei diesen Bildern, die einen Moment höchster Aktion geistigen Geschehens festhalten, die Leistung des Künstlers in ihrer äußeren Erscheinung und zugleich stark verinnerlicht überzeugend darzustellen. Von Willy Jäckel ist das Porträt des Malers Willy Fritsch ausgestellt. Jäckel hat hier in erster Linie ein „Bildnis“ geschaffen. Die Tätigkeit — Fritsch steht vor der Staffelei — ist ganz nebensächlich behandelt und dient nur, gewissermaßen als Eigenschaft des Dargestellten, zur Unterstreichung des Porträts. In ruhigen Farben gehalten, gehört dieses Werk zu Jäckels besten Bildern.

Zu erwähnen bleiben noch die Porträts einiger Schlesier, von Kollegen dargestellt. So sieht man Willy Jäckel, nun seinerseits von Fritsch, übrigens etwas karikiert, wiedergegeben. Renée Sintenis ist zweimal von ihrem Gatten, Professor Weiß, porträtiert. Sehr sympathisch ist die schlanke Gestalt Otto Müllers von dem ebenfalls verstorbenen Curt Hermann.

Auch der Verein Berliner Künstler hat seine Frühjahrsausstellung eröffnet. So uneinheitlich und wenig erquicklich hier der Gesamteindruck ist, so erfreulich ist es, daß die besten Leistungen von Schlesiern herrühren. Neben Konrad von Kardorffs „Berlin im Schnee“, das in pariserischem Vorkriegsexpressio-

nismus gemalt ist, fällt das „Kartenhaus“ von Paul Plontke auf. Ein kleines Mädchen in blauem Kleid hat vor sich ein Kartenhaus errichtet, und ist mit all ihrem kindlichen Eifer in zarter Anmut gestaltet. Den starken Eindruck in diesem Räumen macht ein „weiblicher Torso“ von Joachim Karsch. Dieser tüchtige, junge Bildhauer, den Breslauern aus der Ausstellung der Schlesischen Monatshefte „Das junge Schlesien“ bekannt, zeigte Anfang dieses Jahres in der Berliner Galerie J. B. Neumann eine Kollektivausstellung. Dort hatte man einen tiefen Eindruck von der zarten Lyrik seiner madonnenhaften Frauengestalten, von den überschuldenen, leidvollen Menschenkörpern, die den Elendsquartieren der Großstadt zu

entstammen scheinen. Die plastische Stärke dieser Figuren, ihre edle Menschlichkeit und ihr tiefer Ernst sichern Karsch schon jetzt einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der heutigen Kunst.

Von Paul Plontke findet sich noch ein ähnliches Bild in der „Deutschen Kunstgemeinschaft“, das einen „Bastler“ darstellt. Unter anderem sind dort auch wieder einige respektable Stilleben von Wolf Röhrich zu sehen. Während die „Tulpen“ und die „Herbstblumen“ in reicher Farbigkeit mehr die liebenswürdige Seite dieses Malers zeigen, ist das etwas ältere Callastilleben ein starkes Bild von großangelegter, kraftvoller Komposition.

Max Goering

## Schlesischer Wirtschaftsspiegel

### Private Sorgen — Öffentliche Initiative

Das Wirtschaftsbarometer hat sich in Schlesien in den letzten Wochen vor dem der Wetterkundigen durch zuverlässige Standfestigkeit ausgezeichnet. Es ist ihm auch nicht einen Tag eingefallen, über die Zone Sturm und Regen hinaus zu steigen. Die große Zahl katastrophaler Ereignisse in unserem Wirtschaftsbezirk könnte auf den ersten Blick Anlaß völliger Hoffnungslosigkeit für die kommenden Monate sein. Allerdings stellt sich bei näherem Zusehen heraus, daß die zahlreichen Zusammenbrüche des letzten Monats, die in ihm in die Öffentlichkeit gedruckten Diagnosen für die Verfassung bestimmter Wirtschaftszweige sich schon recht lange Zeit unter der Oberfläche vorbereitet haben. Wenn man außerdem die Reihe der einzelnen Betriebe, die ihre Pforten geschlossen, ihre Arbeiter entlassen haben, durchgeht, findet man bei jedem von ihnen eine Spezialursache, die sie krank machte und die nicht von den allgemeinen schwierigen Wirtschaftsverhältnissen des Ostens in erster Linie hervorgerufen scheint. Solcher Spezialgründe gibt es die verschiedenartigsten, angefangen mit einem gerade in der Zeit starken Konjunkturrisikos besonders gefährlichen Kapitalschwund infolge familiärer Auseinandersetzungen bis zu ebenso kurzsichtigen wie hartnäckigen Mietsforderungen oder zwangsläufig seit langem auf eine Katastrophe zusteuernde fehlerhafte Verwaltungsmethoden. Ursachen also, die überall und auch in Zeiten guter Konjunktur, optimistischer Stimmung und gebehrdiger Bankiers zu Schwierigkeiten hätten führen müssen.

Daß sie, wenn auch unter Opfern, nicht bereinigt werden können, sondern zur Todesursache werden, ist allerdings in manchen Fällen sicherlich eine Folge der in diesen Übersichten hinlänglich geschilderten besonderen schlesischen Situation. Man muß durchaus der Ansicht beipflichten, daß mehr als sonst irgendwo die zu einer Kontrolle wirtschaftlicher Tätigkeit be-

rufenen Stellen von ihren Vollmachten Gebrauch machen sollten, um gewissen Auswüchsen wirtschaftlicher Machtposition oder privater Willkür entgegenzuwirken. Denn jeder neue Zusammenbruch steigert hier die depressive Stimmung. Man fragt nicht viel nach seinen besonderen Gründen, sondern begnügt sich immer häufiger mit der resignierten Feststellung von der „Not des Ostens“. Damit aber schwächt man die Initiative und untergräbt sich weiter den Kredit. In solcher Stimmung scheint man in weiten Kreisen auch nicht der Tatkraft öffentlich-wirtschaftlicher Stellen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber die Zeiten sind gerade bei uns doch wohl endgültig vorbei, wo man, wenn ein Beamter oder eine öffentliche Stelle bei wirtschaftlicher Betätigung im Spiele war, von vornherein glaubte, feststellen zu dürfen, daß solchem Unternehmen kein Erfolg beschieden sein könne. Gerade das — ob nun verschuldet oder unverschuldet eingetretene — Versagen großer Teile der Privatwirtschaft sollte doch wohl viele eines Besseren belehren und sie mit pessimistischen oder überheblichen Voraussagen dieser Art etwas vorsichtiger umgehen lassen. In der Landwirtschaft ist ja heute der Ruf nach einer Übernahme des Risikos durch staatliche Stellen immer lauter geworden, und man wird — wenn man nicht ganz betont Parteipolitik treibt — feststellen müssen, daß der Staat im Osten alles, was in seinen Kräften steht, versucht, um neues Leben zu wecken.

Es soll hier nicht noch einmal auf die Osthilfe-Aktion und ihre sicherlich vorhandene Problematik eingegangen werden, sondern die Aufmerksamkeit auf die praktischste Betätigung der öffentlichen Hand auf landwirtschaftlichem Gebiet, auf die immer stärker betriebene Siedlungstätigkeit, hingewiesen werden. Im Jahre 1931 wird erstmalig das bei Schaffung des Reichsiedlungsgesetzes vorgesehene Jahres-Siedlungsergebnis von rund 10000 Bauernstellen erreicht werden. Daneben wird, früheren Tendenzen folgend und dem

Osthilfegesetz entsprechend, die Anliegersiedlung besonders stark betont. Von ihr hört man begreiflicher Weise im allgemeinen recht wenig. Doch sind beispielsweise allein in der Provinz Niederschlesien in den letzten zehn Jahren weit über 38000 kleine Betriebe um insgesamt 46000 Hektar vergrößert worden. Die Siedlungstätigkeit ist jetzt in ein Stadium getreten, in dem sie beginnt, grundlegende Wandlungen in der Verfassung der ostdeutschen Landwirtschaft herbeizuführen. Bestand früher Landmangel und mußten Siedlungsflächen oft erst auf dem Wege der Enteignung freigemacht werden, so ist heute bekanntlich das Angebot an Grund und Boden außerordentlich stark, sodaß die Ansetzung von Siedlern, die Seßhaftmachung von Landarbeitern fast einzig und allein eine Frage der möglichen Finanzierung geworden ist.

Für sie bringt die Allgemeinheit recht beträchtliche Opfer. Es leuchtet ein, daß zwischen dem Zinsfuß von rund 5 Prozent einschließlich Amortisation, den der Siedler aufzubringen hat, und den heute üblichen Kreditkosten eine recht große Differenz besteht, die mittelbar von der Gesamtheit der Steuerzahler aufzubringen ist. Solche Opfer dürfen nicht nutzlos gebracht werden. Daß sie auch für die Gesamtwirtschaft und nicht nur für den verhältnismäßig engen Kreis unmittelbarer Siedlungsinteressenten immerhin einigen Sinn haben, geht aus den Erfahrungen hervor, die man in bezug auf die außerordentlich starke Erhöhung des Inventarbestandes nach erfolgter Besiedelung bei den meisten ehemaligen Großgütern gemacht hat. Es steigt nicht nur der Viehbestand außerordentlich beträchtlich, sondern auch der an Maschinen und anderen Gerätschaften. Als Beispiel seien die Ziffern aufgeführt, die sich bei acht in verschiedenen schlesischen Kreisen liegenden

Gütern ergeben haben. Auf ihnen ist die Zahl der üblichsten landwirtschaftlichen Maschinen durch ihre Besiedlung um genau 300 Prozent gestiegen. Es sind z. B. 68 Kultivatoren mehr in Betrieb, 26 Drillmaschinen usf. Berücksichtigt man weiter die starke Inanspruchnahme des Baumarktes durch die Errichtung von Siedlungsstellen, die Vermehrung handwerklicher Aufträge und so fort, dann leuchtet ein, daß die landwirtschaftliche Siedlungstätigkeit die gewerbliche Wirtschaft in nicht geringem Maße zu befruchten imstande ist und damit einen, wenn auch nicht allzu breiten, Ausweg aus der Beschäftigungskrise der Gegenwart bietet.

Durch sie entstehen ferner Perspektiven auf eine Verbilligung der Lebenshaltung infolge der sehr starken Intensivierung der Viehwirtschaft. Die eben erwähnten acht besiedelten Güter weisen z. B. einen Gesamtviehbestand von über 2400 Stück gegen vorher 900 auf. In vollem Umfang fruchtbar wird diese Siedlungstätigkeit allerdings nur dann sein, wenn sie von Anfang an mit der Bildung genossenschaftlicher zentraler Absatzorganisationen einhergeht. — Es ist also, wie diese Angaben aus jüngster Zeit beweisen, neben der absteigenden Linie in der Wirtschaft des Ostens durchaus ein Aufsteigen zu beobachten, das vor allem auch durch organisatorische Maßnahmen (wie z. B. die Vereinheitlichung der Elektrizitätswirtschaft in der Provinz Niederschlesien, die jetzt durchgeführt wird) Stabilität gewinnen muß. Über privatgeschäftlichem Ärger diesen neuen und kräftigen Zug der Entwicklung zu übersehen oder gering zu achten, wäre sicherlich ein Fehler, der sich nicht zuletzt am Beschauer selbst einmal rächen könnte.

Darge.

## Sport

### Endkämpfe im Fußball- und Handballsport

Für manche Sportarten erscheinen die Jahreszeiten auf den Kopf gestellt; der Winter ist für sie die Zeit der Aussaat, und der Frühling die Zeit der Ernte. So ist es bei den Fußballern und Handballern, die ihre Qualifikationsspiele im Winter austragen, die schlesischen Besten ermitteln und dann in die entscheidenden Kämpfe um die Deutschen Meisterschaften gehen.

Noch niemals ist um die Südostdeutsche Fußballmeisterschaft so erbittert gekämpft worden wie im letzten Winter. Sechs Vereine hatten sich das Anrecht auf die Meisterschaftsrunde erkämpft: die erprobte Breslauer Mannschaft des B. S. C. 08, der draufgängerische Fußballverein 06-Breslau, die beiden oberschlesischen Vereine Beuthen 09, der vorjährige Meister, und Preußen-Zaborze, und die Niederlausitzer Cottbus 98 und Viktoria-Forst. Nachdem jeder Verein

neun oder zehn Spiele ausgetragen hatte, war die Meisterschaft Anfang April noch so ungeklärt, daß vier von den sechs Vereinen den Sieg erringen konnten. Das letzte Spiel dieser vier gab den Ausschlag, das letzte Tor von Beuthen 09 bei einem Gesamtergebnis von 3 : 2 gegen Preußen-Zaborze machte es zum südostdeutschen Meister, und die beiden Breslauer Vereine mußten einen überzähligen Entscheidungskampf austragen, der zum erstenmal die 06er in die Vorrunde der Deutschen Meisterschaft brachte. So erfreulich diese Gleichwertigkeit der schlesischen Spitzenvereine für den Publikumserfolg der letzten Meisterschaftsspiele war, die stets große Zuschauermassen anlockten, für die deutschen Meisterschaften scheint sie wenig glückverheißend zu sein. Wir hatten früher meist einen oder zwei überragende Vereine, die, wie B. S. C. 08 und Beuthen 09, recht achtbare Ergebnisse in den

Deutschen Meisterschaften erzielen konnten. Der Ausgleich zwischen den Vereinen kann nicht als ein Zeichen des Aufschwungs, sondern des Rückganges gedeutet werden. Die großen Vereine leiden schwer unter der Not der Zeit. Es ist für sie nicht möglich, Berufstrainer auf die Dauer zu bezahlen. Es besteht kein Anreiz für große auswärtige Spieler, nach Breslau überzusiedeln. Dagegen haben wir seit Jahren gute Spieler abgeben müssen. Die großen Vereine in Berlin, in Süd- und Westdeutschland sind in einer weit günstigeren Lage. Ein Erfolg unserer Vertreter in der Vorrunde der Deutschen Meisterschaft wäre also eine große Überraschung.

In dieser Auffassung bestärkt uns auch das schlechte Ergebnis der Vorrunde der D. S. B.-Handballmeisterschaft in Breslau. Borussia-Carlowitz, im Vorjahre eine der besten deutschen Mannschaften, wurde schon in der Vorrunde in Breslau ausgeschaltet. Der Besuch des Wettkampfes bewies, daß das Interesse am Handballsport im Wachsen begriffen ist. Das Spiel selbst hat leider nicht für den schönen, spannungsreichen Handballsport geworben. Die Borussen verscherzten sich den Sieg durch ihr unausgeglichenes Spiel. Sie waren zeitweilig überragend, dann wieder schwunglos. Sie verscherzten sich damit

auch die Möglichkeit, dem südostdeutschen Handballsport einen großen Dienst zu erweisen. So bricht die Aufbauarbeit eines halben Jahres in wenigen Minuten an einem unerbittlichen Zahlenergebnis zusammen — glorreiche Ungewißheit des Sports!

Die nächsten, die den Nachweis erfolgreicher Winterarbeit zu leisten haben, sind die Handballmannschaften des T. V. Vorwärts in den Meisterschaftsvorrunden der D. T. Die Männermannschaft hat gegen früher ebenfalls eingebüßt, von der Damenmannschaft, dem vorjährigen deutschen Meister, darf man ein gutes Ergebnis erwarten.

Und dann bricht mit der warmen Jahreszeit die Hochflut des Sommersports herein. Die Ruderer trainieren schon lange, die Paddler hatten ihr Anpaddeln auf der Oder, das über den ungeheuren zahlenmäßigen Aufschwung dieses Sports Aufschluß gab, die Tennisspieler haben ihre Plätze neu vorgerichtet. Die Radrennen auf Bahn und Straße haben eingesetzt, auf der Aschenbahn brummt zum ersten Mal die Motore, geräuschlos laufen daneben die Leichtathleten ihre Runden. Es wird ein Sommer des Massenbetriebs ohne außergewöhnliche sportliche Ereignisse werden.

*F. Wenzel.*

## Bücher

### **Lydia Baruchsen: Die schlesische Mariensäule.**

Ursprung, Wesen und Beziehungen zu verwandten Denkmalsgruppen. Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien, 5. Band. Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau 1931.

Schlesien ist so reich an Heiligensäulen, sie geben seinen Städten ein so charakteristisches Gepräge, daß die Fragen von allgemeinstem Interesse sind: wie weit reicht ihre Verbreitung, wann sind sie entstanden, aus welchen religiösen, welchen künstlerischen Motiven leiten sie sich her, welche inhaltliche und formale Gestaltung nehmen sie an? In dem vorliegenden Buche finden alle diese Fragen eine Antwort, die an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Verfasserin hat den durchaus geglückten Versuch unternommen, die Mariensäule bis auf ihre heidnischen Vorfahren zurückzuverfolgen, in der neuerdings oft und glücklich angewandten Erkenntnis, daß die Kunstgeschichte mit dem Erscheinen des Christentums in keinen Neubeginn eintritt, sondern antike Gestaltungsformen aufnimmt und ihren Absichten dienstbar macht. So wird die Idee der Säule mit dem Gottesbilde darauf von ihren ersten Vorläufern und Vorstufen im ältesten Orient an über Antike und Mittelalter verfolgt, wird der Immaculata-Kultus als besondere Voraussetzung für die Mariensäule der Gegenreformation erwiesen, wird die barocke Mariensäule,

nebst ihren Verwandten, der Dreifaltigkeitssäule und der Nepomuksäule, in ihrer Typenbildung und ihrem Vorkommen auf deutschem Boden kurz, aber treffend und überzeugend skizziert.

Erst nach dieser für die allgemeine deutsche Kunstgeschichte bedeutungsvollen Grundlegung werden die schlesischen Heiligensäulen in ihrer Gesamtheit charakterisiert und zugleich — in einem sehr ausführlich gehaltenen Kataloge — in ihrer individuellen Erscheinung mit fein abwägenden Worten beschrieben, wobei der Blick zugleich polnische, mährische und böhmische, also Schlesien benachbarte Gebiete mitumfaßt. Die anhängenden gutgedruckten 24 Abbildungen können natürlich nur eine kleine Zahl des Vorhandenen geben, aber die Auswahl ist so gewählt, daß die wichtigsten Stücke zu sehen sind und zugleich die Beobachtungen der Verfasserin eine Stütze erhalten. Wie die inhaltliche Behandlung von besonderer Gründlichkeit, die stilistische Durcharbeitung von besonderer Gepflegtheit zeugt, so ist das typographische Gewand von besonderer Güte und Solidität und damit alles in allem ein Buch entstanden, das man als vorbildlich für derartige Untersuchungen bezeichnen kann. Die Historische Kommission, die sich neuerdings auch der Kunstgeschichte zuwendet, hat sich mit der Herausgabe der Werke ein besonderes Verdienst erworben.

Franz Landsberger.

**Heinrich Bechtel: Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters. Der Ausdruck der Lebensform in Wirtschaft, Gesellschaftsaufbau und Kunst von 1350 bis um 1500.** München-Leipzig (Duncker u. Humblot) 1930.

„Wirtschaftsstil“ — das Wort bringt einen in der Kunstgeschichte gebildeten Begriff in der Wirtschaftsgeschichte zur Anwendung. Diese Entlehnung hat einen sehr ernsthaften methodischen Sinn. Die Wirtschaftsgeschichte braucht eine Epochengliederung, wie jeder andere Zweig der historischen Forschung. Aber bei der Bestimmung über Perioden hat man sich zumeist von den anderen historischen Wissenschaftsgebieten und zumal von der Geistesgeschichte emanzipiert. Die Begriffsbildung ist dadurch beeinflusst worden, daß die wirtschaftliche Entwicklung nicht nur Gegenstand historischer Betrachtung, sondern zugleich ein Problem deduktiver theoretischer Konstruktion ist. Besonderen Ansehens erfreute sich die — von dem jüngst verstorbenen Leipziger Forscher Karl Bücher ausgebildete — Lehre von den „Wirtschaftsstufen“. Nun ist das Stufenschema zwar geeignet, einzelne Erscheinungen der Wirtschaftsentwicklung in ihrer typischen Struktur zu verdeutlichen; aber es ist zu starr und zugleich zu einseitig orientiert, um ihren lebendigen Zusammenhang durch die Jahrhunderte begleiten zu können. Diese echt historische Aufgabe ist offen geblieben; in sie läßt Bechtel den Stilbegriff eintreten. Die Stil-Analyse, so wie die Kunstgeschichtsforschung sie ausgebildet hat, strebt die Erfassung des geschichtlichen Menschen in seinem künstlerischen Wollen an. Sie verfolgt die Grundrichtungen dieses Wollens und erfaßt sie stets im Übergang vom Alten zum Neuen; ihre Bestimmungen können sich elastisch den Wandlungen der Geistesrichtung anpassen.

Diese Betrachtungsweise ist — so stellt der Verfasser fest — auch den Problemen der Wirtschaftsgeschichte angemessen. Hier aber wird sie nur dann in die Tiefe dringen können, wenn sie berücksichtigt, daß der „Wirtschaftsmensch“ niemals nur Wirtschaftsmensch ist. Immer ist Wirtschaftsführung eine Äußerung der Weise, wie sich der einzelne zu den Traditionen und Interessen seiner sozialen Umwelt stellt. Die Wirtschaft, die das tägliche Dasein des Menschen in der Gesellschaft aufbaut, ist darum durch feine Beziehungen verbunden mit der Ausdruckskultur, in der die Individuen und Gruppen ihrem Selbstbewußtsein Gestalt geben. Indem Bechtel diesem Gedanken folgt, führt ihn sein Weg, der sich zunächst methodisch am Stilbegriff der Kunstgeschichte orientiert hat, in der historisch-sachlichen Tatsachenanalyse zu den Stil-Charakteren der Kunstgeschichte zurück. Er prüft den Wirtschaftsstil und den Kunststil der Epoche, die er bearbeitet, auf ihre gemeinsamen Elemente. Bei dieser sachlichen Gemeinsamkeit wird das letzte Wort von einem für das Verständnis des Spätmittel-

alters vielbenutzten, aber durch Bechtel doch mit neuen Inhalten ausgestatteten Begriff gesprochen: Wirtschaft und Kunst des Zeitalters treffen sich in der Emanzipation der Individualität. Sie läßt sich gleichartig aus den Erscheinungen beider Kulturgebiete ablesen, aber zugleich — ein besonders fruchtbarer Gedanke — in gleichartiger Doppeldeutigkeit: als das Verselbständigungsstreben der sozialen Gruppe — des Städtebürgerturns und seiner Berufsweige — und als das der Einzelpersönlichkeit: des wirtschaftlichen Unternehmers und des Künstlers.

In diesen Gedankengängen, in denen Motive der „kulturgeschichtlichen Methode“ K. Lamprechts und K. Breysigs selbständig neugestaltet und der Forschung wiedergewonnen werden, wird das Buch sich zunächst als ein mutiges und durchdachtes wissenschaftliches Experiment Beachtung erwerben. Aber es bietet mehr als das; es bringt uns eine lebendige Darstellung der bürgerlichen Kultur des Spätmittelalters. Es arbeitet seine Stilbestimmungen aus einer vielseitigen Mannigfaltigkeit wirtschaftlich-sozialer Tatsachen heraus und bringt diese Tatsachen in straffer und klarer Gliederung zur Anschauung. Indem es sich bestrebt, nicht vorschnell zu verallgemeinern und der reichen Differenzierung der Erscheinungen gerecht zu werden, läßt es doch den einheitlichen Schaffensgeist spüren, der im Bürgertum des Zeitalters vorwärtsdringt. — Diese Kultur hat die stärkste Anziehungskraft für jeden, dem die geistige Vergangenheit des deutschen Volkes etwas bedeutet. Ihr gehören mit den Denkmälern der Spätgotik die charaktervollsten Gestaltungen volkstümlichen deutschen Kunstschaffens an. Bechtels Buch leitet von diesen Denkmälern hinüber zum Alltagsleben des Volkes, das sich mit ihnen umgeben hat, und bringt sie zu ihm in anschauliche Beziehung. Diese Leistung wird ihm über den Kreis der Forschung hinaus dankbare Leser zuführen.

R. Koebner.

## Bücher-Eingänge

Otto Zimmermann: **Leseauto.** Verlag Georg Oestermann, Braunschweig-Berlin. Für den ersten Leseunterricht! Lesenlernen im Spiel!

Dr. Ovidius Faust: **Bratislava,** Kunst und Geschichtsdenkmale. Herausgegeben vom Rat der Stadt Bratislava 1930.

**Die deutsche Mark von 1914—24.** Von 1 Mark bis 100 Billionen. E. Schneter, philatelistischer Verlag, Nürnberg.

Dieses kleine Bändchen bringt sämtliche deutsche Reichskassen- und Darlehnscheine der Vor- und Nachkriegszeit mit begleitendem Text. Ebenso die Briefmarken dieser Zeit in guter photographischer Wiedergabe.

# JUGEND UND HEIMAT

## Der größte Sprachkünstler unserer Zeit — ein Schlesier

Im April vorigen Jahres ist der größte Sprachkünstler unserer Zeit, der Legationsrat Emil Krebs, gestorben. Eine große illustrierte Zeitschrift widmete ihm einen Nachruf, aus dem wir entnehmen, daß dieses Sprachphänomen nicht weniger als 100 Sprachen verstand und 60 davon wie seine Muttersprache beherrschte. Dieser merkwürdige Mann war der Sohn eines einfachen Zimmermanns aus Esdorf in Schlesien. Schon mit sieben Jahren in der Volksschule zeigte sich seine ungewöhnliche Sprachbegabung in der Schnelligkeit und Selbständigkeit, mit der er aus einem zufällig entdeckten Wörterbuch französisch lernte. Damals war er sieben Jahre alt. Der Vater schickte den Knaben nach Schweidnitz aufs Gymnasium, und auch dort war man über seine Kenntnisse in den Sprachen aufs höchste erstaunt. Dabei trieb er noch außerhalb

der Schule Neu-Griechisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Russisch, Polnisch, Hebräisch, Arabisch, Türkisch, so daß er nach dem Abitur bereits 12 Sprachen beherrschte. Auf der Universität trieb er neben seinem eigentlichen Studium der Rechte noch Chinesisch, das er sich innerhalb zweier Jahre aneignete. Er wurde Dolmetscher an der Deutschen Gesandtschaft in Peking. Zu dieser Zeit lernte er noch Syrisch, Aethiopisch, Koptisch, Demotisch, Georgisch, Persisch, Afghanisch, Armenisch, die indischen Idiome: Urda, Hindi, Gudscharati und Japanisch. — Beim Ausbruch des Weltkrieges verließ er Peking und kam 1919 ins Auswärtige Amt in Berlin. Er hat noch verschiedene Sprachen zugelernt, zuletzt sogar Suaheli und das völlig abseitige Enscaledunac, das Baskische.

A. L.

## Der Schneiderjunge von Krippstedt

In Krippstedt wies ein Schneiderjunge dem Bürgermeister einst die Zunge:  
Es war im Jahr eintausendsiebenhundert.  
Der Bürgermeister sehr sich wundert  
und find't es wider den Respekt,  
weshalb er in den Turm ihn steckt.  
Es war nach der Nachmittagspredigt,  
die Kirche noch nicht ganz erledigt,  
am heil'gen Trinitatis-Tag,  
da geschah auf einmal ein großer Schlag!  
Es schlug mit Gedonner im Wettersturm  
der Blitz in denselben Sanct Niclasturm.  
Der Schreck durchfährt die ganze Stadt,  
die kaum sich vom Brand erhoben hat.  
Was innen ist im Gotteshaus,  
das dringt mit aller Gewalt heraus:  
Was außen ist, das will hinein! —  
Da sieht man auf einmal Flammenschein  
von außen an des Turmes Spitze,  
da rief man: „Feuer! Wasser! Wo ist die Spritze!“  
— Die Spritze, ja, die ist dicht dabei;  
doch Kasten und Röhren sind entzwei! —  
Wie saure Milch läuft alles zusammen:  
Man schreit und blickt auf die Feuerflammen.  
Dazwischen — es war ein böser Tag —  
hüllt mancher Donner- und Wetterschlag! —  
Nun sammelt sich der Magistrat,  
und jeder weiß etwas, und keiner weiß Rat!  
Der Bürgermeister, ein weiser Mann,  
sieht sich das Ding bedenklich an  
und spricht: Hört mich, wir zwingen's nicht!  
Der Turm brennt nieder wie ein Licht,  
es kommt, wer hätte das gedacht sich,

wie anno sechzehnhundertachtzig!  
Erst brennt der Turm, die Kirche, die Stadt sodann;  
drum ist mein Rat: rett jeder, was er kann! —  
Da laufen die Bürger; mit aller Kraft  
ein jeder das Seine zusammenrafft.  
Das ist ein Gerenne, wie fliegen die Zöpfe,  
wie stoßen zusammen die Puderköpfe!  
Auf einmal — was krabbeln dort aus dem Loch  
am Turm? — Der Junge! — Nein! — Und doch!  
Er ist's, er klettert zu Turmes Spitze —  
der Schlingel! Er nimmt vom Kopf die Mütze,  
er schlägt auf das Feuer und — daß dich der Daus! —  
er löscht es mit seiner Mütze aus!  
Er tupft am ganzen Turm umher,  
Man sieht nicht eine Flamme mehr!  
Und während alle jubelnd schrein,  
schlüpft er von neuem ins Loch hinein.  
Er scheut des Magistrates Wesen  
und sitzt, als wär' gar nichts gewesen.  
Das mehrt den Jubel, die Bürger alle  
rufen ihm Vivat mit großem Schalle;  
der Bürgermeister aber spricht,  
indem sein großer Zorn sich bricht:  
Holt ihn heraus, ich erzeig' ihm Ehr  
und tu für ihn zeitlebens mehr! —  
„Da kommt er ganz rußig, der Knirps, der Zwerg!  
Hoch lebe der kleine Liewenberg!“ —  
Der Bürgermeister sprach: „Komm, Junge,  
streck noch einmal heraus die Zunge!  
Ich leg dir lauter Dukaten drauf!  
So, sperr den Mund recht angelweit auf!  
Nur immer mehr herausgereckt!  
Wir haben alle vor dir Respekt!“

August Kopisch

# Schlesisches Simmereich

## Der „Senderich“

München hat seinen Valentin, Sachsen seinen Reimann, Schlesien seinen Ludwig Manfred Lommel, den ersten Radio-Komiker. Lommel ist insofern für das Radio prädestiniert, als er seine Komik einzig mit seinem Munde hervorbringt, also bloß durch das Ohr Wirkungen erzielt. Nur durch Modulationen seiner Stimme kann er die verschiedensten Personen Männer und Frauen, darstellen, Tierstimmen und Geräusche imitieren und Instrumente vortäuschen. In seiner Personendarstellung ist er typenbildend. Diese Typen — wer kennt nicht Paul und Pauline Neugebauer? — sind dem Rundfunkhörer so vertraut wie liebe alte Bekannte. Sie sind aus gutem, volkstümlichem Humor geschnitten. Er zeigt sie in immer neuen Situationen, meist dramatischer Natur, aber stets voller naturgewachsener Komik. Soeben ist ein Buch im Szaro-Verlag über ihn erschienen: Das lustige Lommelbuch, herausgegeben von Reinhold Scharnke. Wir geben zur Probe Lommelschen Humors ein paar von Lommels Geschichten daraus wieder.

### Die Eildruckerei

Im Kurhause eines Seebades hatte ich einen heiteren Abend festgelegt und schrieb an den dortigen Druckereibesitzer, er möchte sofort 100 rote Plakate nach beifolgendem Text anfertigen.

Darauf erhielt ich zur Antwort, daß rote Farbe als Polizeifarbe unstatthaft sei. Ich entschied mich sofort für grün und ersuchte gleichzeitig um allerschnellste Anfertigung, da nur noch fünf Tage zur Vorbereitung verfügbar seien.

Zwei Tage später teilte mir die Druckerei mit, „grün“ könne auch nicht genommen werden, da diese Farbe für die Kurverwaltung reserviert sei.

Nun telegraphierte ich: „Wählet Farbe nach eurem Gutdünken!“

Ich glaubte, die Plakate klebten längst, da traf folgender Bescheid ein:

„Es ist eine sehr undankbare Aufgabe, für einen anderen die passende Farbe zu wählen, bitte, bestimmen Sie selbst!“

Inzwischen war der heitere Abend vorüber.

### Die kneifende Xantippe

In einer schlesischen Provinzstadt gab ich einen Vortragsabend. Ich begann ihn: „Meine Damen und Herren, Sie hören zunächst das 50. Stiftungsfest der

freiwilligen Feuerwehr zu Runxendorf.“ Darauf eine Dame in der ersten Reihe: „Das haben wir doch schon das letztmal gehört!“ Höflich erwiderte ich: „Verzeihung, meine Gnädigste, das ist völlig ausgeschlossen, ich will ja diesen Vortrag heute zum ersten Male ausprobieren.“ — „Na, ich weiß es doch genau, daß Sie das schon das letztmal gebracht haben, wählen Sie doch etwas anderes!“

Inzwischen hatte das Publikum regen Anteil an unserer Unterhaltung genommen und verlangte stürmisch „das 50. Stiftungsfest der freiwilligen Feuerwehr zu Runxendorf“.

„Sie sehen, meine Dame, ich muß diese Szene doch zum Vortrag bringen.“

„Na, da kann man ja einschlafen!“

„Wenn Sie das befürchten, meine Dame, möchte ich Ihnen eine weichere Sitzgelegenheit empfehlen“, und reichte ihr einen dickgepolsterten Klubsessel hinunter. Wutschnaubend und unter tosendem Applaus — es war mein erster an dem Abend — verließ sie den Saal. Am Notausgang verabschiedete sie sich mit den anerkennenden Worten: „So eine Unverschämtheit!“ In der großen Pause besuchte mich der Kritiker des dortigen Generalanzeigers. Ich kannte ihn schon vom letztenmal und klagte ihm mein Leid: „Was sagen Sie dazu, sitzt da in der ersten Reihe so eine keifende Xantippe, nicht zum Schweigen zu bringen...“ Da sagte der Kritikgewaltige seufzend: „Ach, liebster Herr Lommel, wem erzählen Sie das, das war meine Frau!“

### Kollegen

Viele Monate später traf ich in einem Artistencafé mit Otto Reutter zusammen. „Ach, Sie sind doch der Lommel, der an deutschen Rundfunksendern spricht?“ Ich bejahte erfreut und geschmeichelt. Darauf Reutter: „Sind Sie auch der Lommel, von dem es so viele Schallplatten gibt?“

Ich werde immer erfreuter:

„Jawohl, Herr Reutter!“

„Sind Sie auch der Lommel, der in allen großen Kinos in der Bühnenschau auftritt?“

Ich glaube, mein ganzes Gesicht strahlte jetzt:

„Jawohl, Herr Reutter!“

Darauf Reutter leise sächelnd:

„Nu sagen Sie mal, Herr Lommel, was wollen Sie denn eigentlich einmal werden?“